Sagenumwoben

Kurzgeschichten-Sammlung

WirmachenDruck.de
Wir geben jungen Autoren eine Chance

Danksagung

Die WIRmachenDRUCK GmbH dankt allen, die an
diesem Buch mitgewirkt haben.

Besonderer Dank gilt den Autoren dieser Anthologie:
Peter Fiek, A.J. Miller, Alexandra Schu, Rainer Güllich,
Sabrina Oberthür, Annika Modis, Nathalie Wojta, Ingrid Wehrli,
Sophie-Marie-Green, Melanie van Roosendaal,
Tanja Kummer, Lutz Doblies, Rouben DaShizzle,
Elisa Bergmann, Susanne Martiny

Inhalt

Über uns . . . . . WIRmachenDRUCK GmbH 5

Schild an Schild . . . . . Peter Fiek 11

Das erste Mal . . . . . A.J. Miller 19

Das Gift von Amuranth . . . . . Alexandra Schu 23

Die Tarnkappe . . . . . Rainer Güllich 33

Dragón-Drac . . . . . Ingrid Wehrli 37

Flucht aus Garonn . . . . . Annika Modis 43

Gezeitenwechsel . . . . . Nathalie Wojta 55

Hundstag! . . . . . Sophie-Marie-Green 63

Ich – der Held . . . . . Tanja Kummer 67

Die Suche nach dem Phönix . . . . . Melanie van Roosendaal 71

Auf der Suche nach sich selbst . . . . . Rouben DaShizzle 77

Steinreich . . . . . Elisa Bergmann 83

In der Menschenwelt . . . . . Susanne Martiny 89

Die düsteren Wälder von Laxos . . . . . Sabrina Oberthür 97

Nimah . . . . . Lutz Doblies 105

WIRmachenDRUCK.de – Druckreifer Erfolg

Ein paar Zeilen über uns

Die WIRmachenDRUCK GmbH ist eine europaweit agierende Online-Druckerei für Digital- und Offsetdruck. Seit der Einführung des Onlineportals www.wir-machen-druck.de im Jahr 2008 ist das Unternehmen auf Erfolgskurs und zählt zu den führenden europäischen Online-Druckereien. Grund für das Wachstum sind nicht nur steigende Auftragszahlen und über 160.000 zufriedene Kunden in ganz Europa, sondern auch eine außergewöhnlich große Produktpalette. So bietet der Experte für Druckerzeugnisse auf seinem Onlineportal Privat- und Geschäftskunden ein reiches Sortiment an Drucksachen in höchster Offsetdruckqualität sowie im flexiblen Digitaldruck an: Angefangen bei Aufklebern und Angebotsmappen über Broschüren, Bücher und Einladungskarten bis hin zu Flyern, Plakaten, Visitenkarten und Zeitschriften gibt

Bunter CMYK-Farbraum: Das neue Firmengebäude der WIRmachenDRUCK GmbH in Backnang-Waldrems

es fast kein Druckerzeugnis, das unter www.wir-machen-druck.de nicht gefunden werden könnte.

Das Prinzip der Online-Druckerei, den kompletten Bestellprozess durch die Kunden selbstständig zu gestalten, hat sich als wichtiger Baustein für den Erfolg des Unternehmens herausgestellt.
Der Kunde muss nicht mehr zur Druckerei kommen. Die Druckerei kommt zum Kunden. WIRmachenDRUCK.de ist immer online, die Fertigung läuft rund um die Uhr. Die Kunden nutzen europaweit die Vorteile der Online-Druckerei: Mit wenigen Mausklicks sind individuelle Druckprodukte gestaltet und leicht zusammengestellt. Geliefert wird in 17 europäische Länder in bester Qualität zum vermutlich günstigsten Preis. Dies zeigt sich auch in der Bestpreis-Garantie, die WIRmachenDRUCK seinen Kunden zusagt.

Unser Logo – unser neues Firmengebäude – CMYK-Farbräume
Uns wird nichts zu bunt: Das gilt für die kreative Umsetzung unserer Druckaufträge gleichermaßen wie für unseren neuen Firmensitz. Denn das Firmengebäude hat einen frischen Anstrich bekommen und dabei jede Menge Farbe abbekommen – und zwar Cyan, Magenta, Yellow und Schwarz. Das sind die vier Farbkomponenten, die beim modernen Vierfarbdruck die Grundlage des CMYK-Farbmodells bilden. Die Abkürzung CMYK steht für die drei Farbbestandteile Cyan, Magenta, Yellow und den Schwarzanteil Key als Farbtiefe, die entsprechend gemischt werden, um Farbtöne exakt zu beschreiben. Auch das Logo von WIRmachenDRUCK ist ein Farbtupfer in CMYK – wir spielen unsere Farbe aus!

Produktionsstandort
Made in Germany – unser Produktionsstandort ist Deutschland. Die Online-Druckerei WIRmachenDRUCK produziert deutschlandweit im Digital-, Offset- und Rollenoffsetdruckverfahren. So können wir flexibel auf die Nachfrage reagieren. Wir beliefern unsere Kunden europaweit mit unseren Logistikpartnern UPS und DHL sowie weiteren speziellen Logistik-Dienstleistern.

WIRmachenDRUCK – Mehr Produktivität durch innovativen Druckpark

Erstklassige Qualität

Um unsere Ansprüche zu erfüllen, verbessern wir stetig unsere gesamten Prozesse und erweitern unser Produktsortiment regelmäßig. Neben einem hohen Maß an Knowhow steht auch modernste Technik im Fokus – Qualitätsdruck made in Germany. Die hochwertigen Printprodukte werden im innovativen High-Tech-Maschinenpark im Digitaldruck sowie in höchster Offsetdruckqualität hergestellt.

Im Mittelpunkt aller unternehmerischen Tätigkeiten steht die Zufriedenheit und der Erfolg unserer Kunden. Uns ist wichtig, dass unsere Kunden trotz gewisser Anonymität des Internets von persönlicher Beratung an unserer Hotline und im Social Media-Bereich profitieren. Wir legen viel Wert auf faires Reklamationsmanagement und die permanente Qualitätssicherung unserer Produkte und Dienstleistungen.

Große Druckvorstufe mit großem Augenmerk: WIRmachenDRUCK.de hat eine der größten Druckvorstufen der Branche. Kein Druckerzeugnis wird gedruckt, ohne vorher von Menschenaugen geprüft worden zu sein. Ausgebildete Druck- und Medienfachleute sorgen dafür, dass die Drucksachen der Kunden unser Haus in bester Qualität verlassen.

WIRmachenDRUCK – gestern, heute und morgen

Die WIRmachenDRUCK GmbH ist ein junges, dynamisches Unternehmen, das im Jahr 2008 durch die Brüder Johannes Voetter und Samuel Voetter gegründet wurde. Heute erzielt WIRmachenDRUCK mit Lieferungen in 17 europäische Länder große Erfolge und ist eine der europaweit führenden Online-Druckereien.

Im Internet hat die renommierte Online-Druckerei WIRmachenDRUCK.de bereits ihren festen Platz. Einen neuen Firmensitz hat die Hauptverwaltung des Unternehmens erst kürzlich bezogen, denn die über 100 Mitarbeiter der Verwaltung benötigten mehr Platz. Nun ist WIRmachenDRUCK.de im eigenen, größeren Firmendomizil in Backnang-Waldrems „on-line". Darüber hinaus wird das Unternehmen auch künftig konsequent seine Produktionskapazitäten erhöhen und weiter in einen hochmodernen Maschinenpark investieren.

Weitere Infos unter www.wir-machen-druck.de

Schild an Schild

Eine Geschichte aus dem Königreich Ovenstede von Peter Fiek

Mit zitternden Fingern trat Bjardi den letzten Schritt auf den Hügelkamm hinauf und sah auf die Ebene hinab, wo sich das Heer der Menschen und das der barbarischen Stämme aus dem Norden gegenüber standen, um jeden Augenblick auf einander los zu gehen. Langsam, ganz langsam atmete er durch, in der Hoffnung das Zittern vertreiben zu können, doch wirklich helfen wollte es nicht.

Heer war eigentlich zu viel der Worte für die kleine, zusammengewürfelte Truppe der Menschen. Selbst Bjardis ungeschulten Augen konnten erkennen, dass sie mehr aus Bauern als aus echten Soldaten bestand, auch wenn das bei den Menschen des Landes nicht unbedingt einen großen Unterschied machte. Wehren konnten sich die langbeinigen Hünen auf jeden Fall. Mit Händen, Füßen und zur Not auch ihren Dickschädeln, dass sie so manchen Zwerg neidisch werden ließen. Nur war ihnen das Heer der Nordlandbarbaren zahlenmäßig deutlich überlegen und der junge Bjardi glaubte in den wilden Reihen auch Wesen zu erkennen, die weder zwergisch noch menschlich aussahen.

„Abscheuliche Bestien aus den Niederhöllen", hatte es in den Schauergeschichten seiner Großmutter immer geheißen und sofort kehrte das Zittern in seine Finger zurück. Noch stärker als zuvor. Diese scheußlichen Bestien konnten bestimmt auch erfahrenen und schwer gerüsteten Zwergenkriegern das Fleisch von den Knochen reißen, ohne sich dabei übermäßig anstrengen zu müssen. Was würden sie dann mit ein paar Bauern oder einem hasenfüßigen Musiker wie ihm nur veranstalten?
„Du gehörst nicht hierher, Bjardi", flüsterte ihm eine Stimme in seinem Kopf zu und erinnerte ihn gleichzeitig daran, wie jung er noch war. Ihm wuchs noch nicht mal ein richtiger Bart, nur ein paar vereinzelte Härchen und etwas Flaum. Und auch wenn ihm seine Mutter vor der Abreise noch einmal deutlich gemacht hatte, dass er den anderen Zwergen seines Alters einfach nur etwas hinterher hinkte, änderte das nichts an der Tatsache, dass er mehr einem kleinen Jungen glich.

Besonders groß war er halt auch nicht. Geschweige denn, dass er jemals bei einer der Zwergendamen bis zu einem Kuss gebracht hatte. Am liebsten wäre er umgedreht und schreiend davon gelaufen.

Nervös führte er das Mundstück der Sackpfeife an seine Lippen, doch, als wäre es ein frisch gefangener, zappelnder Fisch, glitt es ihm immer wieder aus den Fingern. Viel schlimmer noch, als er versuchte es wieder zu packen zu bekommen, strauchelte er, verlor für einen kurzen Augenblick das Gleichgewicht und wäre beinahe ausgerutscht und auf den Hosenboden geknallt. Mit dem freien Arm ruderte Bjardi wild hin und her, um sich wieder zu fangen, doch hinter ihm konnte er bereits leises Gelächter und Flüstern vernehmen. Ein kräftiges, dunkles Geräusch, eine Mischung aus ermahnendem Räuspern und verärgertem Brummen zugleich, brachte die Stimmen sofort wieder zum Schweigen und nur noch das schwere Atmen dutzender, schwitzender und in Stahl gekleideter Zwerge war hinter ihm zu vernehmen. Er konnte ihre bohrenden, erwartungsvollen Blicke in seinem Nacken spüren, als er endlich wieder das Mundstück seiner Pfeife in Händen hielt.

Bjardi drückte den Absatz seines Stiefels etwas fester in den weichen Boden und versuchte ein weiteres Mal das dünne, hölzerne Rohr an seine Lippen zu führen. Dieses Mal mit Erfolg. Er hatte gerade zwei Lungen voll in den Blasebalg hinein gepustet, als jemand Klapperndes von hinten an ihn herantrat und sich eine schwere, haarige Hand mit dicken rauen Fingern auf die Schulter des jungen Zwerges legte. Sichtlich eingeschüchtert hielt er mit dem Pusten inne und drehte seinen Blick herum zum tief zerfurchten Gesicht des Ankömmlings.

„Korgrimm Glutaxt. Erster Hauptmann der zwergischen Armee“, murmelte die Stimme in seinem Kopf ehrfürchtig. Entgegen seiner Erwartung sah ihn der Hauptmann nicht vorwurfsvoll an, sondern blickte hinab auf die Ebene und die beiden, sich belauernden Kampfverbände. Er war nicht nur ein gutes Stück größer als Bjardi wie es sich für einen gestandenen Veteran und Kriegsheld wie Korgrimm einfach gehörte, sondern auch doppelt so breit, in jede Himmelsrichtung und so musste der

junge Zwerg sein Kinn deutlich nach oben strecken, wollte er dem Hauptmann ins Gesicht blicken. Den Anblick des Veteranen machte das natürlich noch etwas majestätischer für ihn.

Hauptmann Korgrimm war über 200 Jahre alt, so viel wusste Bjardi sicher, und ging angeblich schon deutlich auf die 250 zu, was man ihm, außer an den ersten weißen Strähnen in seinem sonst schwarzgrauen Bart, kaum ansah. Die Glatze des Hauptmannes glänzte rötlich in der Sonne.
Das ließ die zahlreichen Narben vergangener Schlachten und Kneipenprügeleien weitestgehend mit ihrem Umfeld verschmelzen.
Bjardi hatte sie vor Jahren als kleiner Stöpsel, einmal versucht zu zählen, doch dann irgendwann aufgeben, weil es einfach zu viele waren und Hauptmann Korgrimm weder lange genug still gehalten hatte, noch Bjardi sich getraut hatte, ihn nach der Anzahl zu fragen. Seine Großmutter hatte ihn zwar mehrfach ermutigt, doch er hatte sich stattdessen nur hinter ihrem Rock verkrochen.

Anders als die meisten zwergischen Krieger trug Korgrimm seinen Schild nicht an der Seite, sondern auf den Rücken geschnallt. Stattdessen hielt er in der linken Hand eine zweite, einhändig geführte Axt mit einfacher, breiter Schneide.
Sie war seiner Hauptwaffe sehr ähnlich, nur an den schwarzblauen Glanz des Adamantiums kam sie auch, trotz des vorzüglichen und vielfach gefalteten Zwergenstahls, nicht heran.

Bjardi hatte viele Geschichten über die legendäre Axt des Hauptmanns gehört. Angeblich konnte sie Dämonenschädel zerteilen, als bestünden sie aus weichem Brot, und Korgrimm hatte das den Geschichten zufolge auch mehr als einmal zur Schau gestellt. Es gab sogar eine, die besagte, dass er die Schlüsselburg, die halb von den Zwergen und halb von den Menschen geführte Festung im hohen Norden, ganz alleine und nur mit dieser Axt bewaffnet gegen einen einfallenden Barbarenstamm verteidigt hatte.

Einen Angreifer nach dem anderen hatte er mit dem schwarzblauen Stahl zerhackt und die Gefallenen als Schutzwall aufgetürmt, um nicht von der nachrückenden Masse der Horde überwältigt zu werden. Normalerweise gab Bjardi ja nicht viel auf die Geschichten der Soldaten, vor allem wenn sie sich schon das eine oder andere Bier gegönnt hatten, doch so majestätisch, wie der Hauptmann gerade neben ihm stand, klang diese eine Geschichte für ihn plötzlich vollkommen plausibel.

Korgrimm wandte seinen Blick zu Bjardi hinab und schlagartig wurde der Mund des jungen Zwerges ganz trocken. Der Hauptmann lächelte dünn. Bjardi versuchte das Lächeln zu erwidern, während ihm noch immer das Mundstück seiner Pfeife zwischen den Lippen klemmte.

„Probleme bei der Auswahl des Liedes?", brummte ihn Korgrimm mit einem leichten Schmunzeln an und Bjardi schüttelte stumm den Kopf. Er versuchte die richtigen Worte für eine Antwort zu finden, doch sein Kopf fühlte sich auf einmal so schrecklich leer an.
„Kannst du ‚Speikerberg, Heimstadt der Furchtlosen' [*] spielen?"
Noch immer ganz baff vom Anblick des alten Kriegers fehlten ihm weiterhin die Worte, doch wenigstens schaffte er es ein Nicken anzudeuten.
„Sehr gut", grinste Korgrimm ihn breit an, „Dann spiel, wie du noch nie gespielt hast, Junge. Aber zügig..."

Korgrimm deutete mit einer kurzen Kopfbewegung nach hinten zu den Truppen, deren Rüstungen und Schilde leise vor sich hin klapperten.
„Wenn die Männer ihrem Feind so nah wie jetzt sind. So nah, dass sie seinen Angstschweiß schon förmlich riechen können, werden sie so unruhig und nervös, wie ein junges Mädchen vor ihrer Hochzeitsnacht. Also wollen wir sie doch nicht länger als irgend notwendig warten lassen."

Der Hauptmann gab ihm einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter und wandte sich zu seinen Kriegern um. Bjardis Blick folgte ihm für einen Moment und wanderte

[*] Das zwergische »Scotland the Brave«. Nur mit mehr Dudelsack … und Bart … und weniger Kilts

über die aufgereihten Gesichter. Hinter den großen, beschlagenen Schilden und unter eisernen Helmen versteckt, warteten acht Dutzend schwer gerüstete Zwerge mit Äxten, Hämmern, Spießen und einige sogar mit Schwertern auf ihren Einsatz.
Noch ein Stück weiter zurück scharten einige Musketenschützen unruhig mit den Füßen und die kleine Truppe gnomischer Maschinisten daneben machte den Eindruck, als könnten sie nicht entscheiden, ob sie entweder mit dem Ochsengespann, dass ihre Orgelkanone zog, in die Reihen des Feindes preschen sollten oder es stattdessen doch besser in Position brachten, um damit heißes Blei auf den Feind regnen zu lassen. Warten stand ihnen auf jeden Fall genauso wenig ins Gesicht geschrieben wie den grimmigen, konzentrierten Gesichtern der anderen Streiter.

Selbst der jüngste unter den Zwergen musste doppelt so alt sein wie Bjardi. Das Gerücht besagte, dass sie sich ausnahmslos freiwillig für dieses Unternehmen gemeldet hatten, um dem Hauptmann und dem König unter dem Berg die angebrachte Ehrerbietung erweisen zu dürfen.
Was hatte gerade ihn noch einmal hierher gebracht? Achja, die Tradition und die Familienehre, denn seitdem Korgrimm Offizier der Dwaroschim, so nannten sich die Zwerge des Landes in ihrer eigenen Sprache, war und für ihr Königreich in den Krieg zog, hatte auch immer ein Mann aus Bjardis Familie die Truppen auf der Sackpfeife begleitet. Außerdem zog generell kein zwergisches Regiment, das etwas auf sich hielt, ohne musikalische Begleitung in den Kampf. Da aber nun Bjardis Vater unerwartet verstorben war, war diese Pflicht auf ihn übergegangen und hatte ihn an genau diesem Tag an diesen Ort gebracht.

„Es ist eine Ehre, keine Pflicht", sprach Bjardi in Gedanken zu sich selbst und drehte sich wieder herum. Der Kampf unten in der Ebene hatte noch immer nicht begonnen, aber es konnte nur eine Frage von Augenblicken sein. Er atmete tief durch, presste das Mundstück fest an seine Lippen, ging in Gedanken noch einmal jede Lektion seines Vaters durch, legte seine zittrigen Finger auf die Öffnungen der Pfeife, klemmte den Blasebalg unter seinen Ellenbogen und begann zu pressen.
Als die ersten, noch etwas schwächelnden Töne aus seinem Instrument erklangen,

kehrte das Murmeln hinter ihm zurück, doch dieses Mal störte es ihn nicht mehr. Er presste und blies einfach etwas stärker und ließ aus der Sackpfeife lautstark diese eine Melodie erklingen.
„Seit ihr bereit diese Bastarde in die Hölle zurück zu schicken, aus der sie gekrochen sind?", schallte Korgrimms Stimme lautstark über jedes andere Geräusch hinweg.
„Hujah!", dröhnte keine Sekunde später der einstimmige Ruf der Krieger und Gnome, untermalt vom Trommeln der Waffen auf ihren Schilden und dem Klappern der schweren Rüstungen, über Bjardi hinweg und bescherte ihm eine Gänsehaut. Von seinem Spiel ließ er sich deshalb aber nicht ablenken. Der Knoten schien geplatzt.

„Hujah", antwortete er in Gedanken ebenfalls und schwamm auf der Welle der neuen Stimmung mit.
Er presste den Blasebalg näher an sich und blies mit aller Kraft hinein. Seine Sackpfeife tönte nun fast genauso laut, wie die versammelten Zwerge, und setzte zum Refrain jener alten Weise an, um die ihn der Hauptmann gebeten hatte.
Ein Lied, das man früher, so wusste er noch von seinem Vater, so oft gespielt hatte, dass es selbst der betrunkenste Zwerg noch mitgrölen konnte.

Das Scheppern hinter ihm wurde lauter und der Boden begann zu vibrieren, als sich die Kämpfer im Gleichschritt in Bewegung setzten.
Bjardi blendete nun jede Ablenkung aus und spielte einfach weiter, als hätte er in seinem Leben niemals etwas anderes getan. Hinter ihm konnte er sogar einige Stimmen hören, die den Gesang zu seinem Lied anstimmten.
Korgrimm war sicher auch unter ihnen. Er schloss für einen kurzen Moment die Augen und stellte sich vor wie der Wind seine Melodie hinunter zu ihren Gegnern trug, um sie in Angst und Schrecken über die herannahenden Zwerge zu versetzen. Es war ein herrliches Gefühl.

Als er die Augen wieder öffnete, hatten sich die Krieger bereits in zwei Gruppen aufgeteilt und stampften links und rechts an ihm vorbei. Wie Bjardi es von seinem Vater

gelernt hatte, wartete er, bis auch die letzte Reihe an ihm vorüber war, um sich ihnen dann anzuschließen.

Der Anblick der marschierenden Zwerge beflügelte ihn, doch ein wenig kehrte auch die Angst vor dem bevorstehenden Kampf zurück. Was würde er nur tun, wenn plötzlich einer der Barbaren auf ihn losging?

Er war zwar gerüstet und bewaffnet, aber mit der Streitaxt hatte er noch weit weniger praktische Erfahrung als mit der Sackpfeife.

Er hoffte einfach, dass dann Hauptmann Korgrimm wieder zur Stelle sein würde, um ihm, dem Bartlosem, seinen jungen Hintern zu retten.

Das erste Mal

von A.J. Miller

Die Kreatur war ganz nahe. Er konnte ihren Schrei und das Flügelschlagen hoch über den Baumwipfeln hören.

Eriu rannte schneller, sprang über niedrige Büsche, umgestürzte Bäume, abgeknickte Äste. Das vertrocknete Laub des Waldbodens raschelte unter seinen flinken Füßen. Er zwängte sich zwischen ein paar Ranken hindurch, ignorierte die Kratzwunden, die die Dornen ihm zufügten, kümmerte sich nicht darum, wie sich die spitzen Biester in den weichen Stoff seiner Rüstung gruben und Löcher hinterließen, wenn er an seiner Kleidung zerrte. Alles, was im Moment zählte, war der Drache über ihm.

Vor einer Stunde hatten seine Späher ihn entdeckt. Hatte das Wesen anfangs lediglich das großflächige Waldgebiet der Elfen überflogen und war in den Schluchten nahe des Flusses verschwunden, so war es vor wenigen Minuten wieder aufgetaucht. Allerdings stimmte etwas nicht. Der Drache, so schien es dem Elfen, war verletzt. Er flog ungewöhnlich tief, schlug viel öfter mit den Flügeln, als es üblich war und er brüllte, ohne dabei Feuer zu speien. Eriu lebte lange genug, um viel über Drachen zu wissen. Allein die Tatsache, dass es sich hierbei tatsächlich um einen Drachen und nicht um einen Gabelschwanz oder Draconiden handelte, war erstaunlich. Dieses Exemplar war riesig und ließ sich zudem nicht in die sechs bekannten Kategorien einordnen. Einem weißen Drachen käme diese Kreatur am nähesten, auch wenn sie mehr grau-braun war. In jedem Fall musste es sich um eine Mutation handeln. Der Elf rannte schneller, hielt dabei seinen Bogen fest mit der rechten Hand umklammert und wich geschickt den Ästen aus, die ihm ins Gesicht peitschen wollten.

Der Drache verlor stetig an Höhe. Bald würde er zwangsläufig landen müssen. Das Brüllen wurde lauter, fuhr einem durch Mark und Bein. Eriu fühlte, wie ihm ein angenehmer Schauer über den Rücken lief, fühlte das angespannte Kribbeln in seinem ganzen Körper. Ein Drache - aus nächster Nähe! Selbst für ihn, für jemanden, der schon Jahrhunderte auf Erden wandelte, gab es in gewissen Dingen noch so

etwas wie das erste Mal. Unter keinen Umständen würde er sich das hier entgehen lassen! Unweit vor ihm brach etwas Riesiges und Schweres durch das Geäst.

Zweige knackten, dicke Äste wurden einfach durchgebrochen und der Boden im gesamten Umkreis bebte von der unglaublichen Erschütterung als der Drache auf die Erde krachte.
Eriu blieb stehen und lauschte atemlos. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, die Lungen brannten, seine Mundhöhle war ausgetrocknet.
Nachdem der Lärm verebbt war, brach eine gespenstische Stille über den Wald herein. Die Vögel zwitscherten nicht mehr, da war kein Geraschel in den Blättern der Bäume und selbst den kleinen Zufluss konnte er nicht mehr plätschern hören. Ein paar Augenblicke wartete er noch, dann pirschte er sich leise vorwärts, kroch durch das Dickicht, schob vorsichtig Blätter und Schlingpflanzen beiseite. Und dann sah er ihn dort liegen. Inmitten von umgeknickten Bäumen und allgemeinem Chaos. Wie ein großer, atmender Fels lag der Drache auf seiner eigens geschaffenen Waldlichtung und dem Elfen wurde erstmalig etwas anders zumute.

Dennoch gab er sich einen Ruck und trat langsam aus dem Unterholz hervor. Der Drache bemerkte ihn sofort und begann zu Brüllen, doch viel schwächer als zuvor in der Luft und obschon er mit den Flügeln schlug, blieb er liegen und versuchte lediglich ihm Angst zu machen. Doch Eriu hatte keine Angst. Er sah dem Geschöpf in die Augen und legte vorsichtig seinen Bogen ab, kam daraufhin noch näher. „Neén abb", sagte er leise in der alten Sprache. „Ess cáelm." Der Drache schnaubte und drehte den erhobenen Kopf zur Seite.
Nun konnte der Elf sehen, dass ein silbernes Schwert im Rachen des Wesens steckte. Es hatte also augenscheinlich einen Kampf gegeben. Er schluckte. Sollte er es rausziehen? „Cáelm", wiederholte er und kam schließlich so nahe, dass er den Kopf des Drachen berühren konnte. Langsam, ohne Hektik streckte er die rechte Hand aus und reckte sich nach dem Griff des Silberschwertes.
Der Knauf bestand aus einem Adlerkopf. Somit konnte es sich nur um ein Jägerschwert handeln. War es etwa möglich, dass...? Der Drache senkte den Kopf etwas und

schien dem Elfen zu vertrauen. Kurz entschlossen packte Eriu das Schwert und zog es mit einem Ruck heraus.

Eine Sekunde später war der riesige Drache verschwunden und vor ihm fiel eine blonde Frau in silberner Rüstung, schwer verletzt auf den Waldboden. Kein Licht, kein Knall, keine langsame Verwandlung - es geschah schnell und unerwartet. Vor Überraschung ließ er die Klinge fallen und riss die Augen auf.

Er fiel auf die Knie und drehte sie vorsichtig auf den Rücken, blickte in ihre strahlenden, ungebrochenen Augen. „Wie ist dein Name?" „Sas... Sasquehama", hustete sie. Eriu ließ sich zurücksinken. Er hatte einen Drachen gefunden und sie hatte ihm freiwillig ihren Namen verraten. Was das für ihn bedeutete, konnte er nur erahnen. Doch diesen Tag würde er nie vergessen, an dem seine Saskia wie ein Sturm über ihn hereingebrochen kam.

Das Gift von Amuranth

von Alexandra Schu

Schon früh morgens waren die ersten Bewohner des Dorfes unterwegs und erledigten ihre Arbeit. Schmied, Bäcker, Holzfäller, Verkäufer... alle waren bereits wach und munter, als die Sonne gerade erst ihre ersten Strahlen über den Horizont warf.
Shari schlief noch tief und fest, bis sie schließlich ein lautes Poltern aus ihrem Schlaf riss. Mit gerunzelter Stirn öffnete sie langsam die Augen und setzte sich auf, um zu sehen, was sie gerade aufgeweckt hatte. Plötzlich streckte ein Drache seinen Kopf durch ihr Fenster und sagte: „Entschuldigung, Shari. Das war ich."
Der Drache grinste die Kriegerin an, welche ihn verärgert anstarrte. Schließlich ließ sie sich wieder ins Bett fallen und fragte: „Wie spät ist es denn?" „Zeit, dass du aufstehst", sagte der Drache und zog sich dann wieder nach draußen zurück. „Danke für die genaue Antwort", nuschelte Shari so vor sich hin und stieg dann einige Minuten später aus ihrem Bett auf.
Der Drache wartete bereits draußen auf sie und spielte in der Zwischenzeit mit dem Hund eines Nachbarn. Er warf ihm immer wieder einen kleinen Ball zu, welcher der Hund brav fing und wieder zurück brachte. Die Kriegerin stand eine Weile an der Tür ihres Hauses und beobachtete das Schauspiel mit einem Grinsen im Gesicht.
„Nyarla, was machst du denn da?", fragte sie schließlich. Erschrocken drehte der Drache den Kopf um. „Beobachtest du mich etwa? Du siehst doch, ich spiele mit dem Hund. Diese Tiere sind schon sehr seltsame Wesen. Haben an so einem blöden Spiel so viel Spaß." „Ich will dir mal eins sagen, mein Freund. Als du noch ein kleines Drachenkind warst, hast du auch gerne solche blöden Spiele gespielt", entgegnete Shari.
„Was? Das kann gar nicht sein", sagte Nyarla lachend und spielte weiter. „Wollen wir uns mal einen Überblick verschaffen?", fragte sie den roten Drachen. „Ja, sofort." Er warf dem Hund noch einmal den Ball, aber diesmal richtig weit weg, so dass der Hund ein gutes Stück zu laufen hatte.
„So, jetzt kann's losgehen." Die Kriegerin stieg auf den Rücken des Drachen. Jeden Morgen machten die beiden einen Rundflug über das Dorf und die umliegenden Wälder, um sicher zu gehen, dass alles in Ordnung war. Denn es gab in den an-

grenzenden Ländern auch gefährliche Kreaturen, die gerne Unheil stifteten.
Der Schlag seiner Schwingen war schon kilometerweit zu hören, so dass alle Bewohner in den Himmel aufschauten und die beiden mit winkenden Händen begrüßten. „Es scheint ja soweit alles in Ordnung zu sein", sagte Shari.
„Nein, schau mal da unten." Der Drache zeigte auf eine Lücke zwischen den Baumkronen. Auf dem Boden des Waldes lag ein in weiße Gewänder gehüllte Gestalt.
„Das ist einer der Waldelben. Schnell, er scheint Hilfe zu brauchen."
Nyarla setzte zur Landung an und ließ sich langsam, neben dem auf dem Boden liegenden Waldelben nieder.
„Das ist Camiel. Ich kenne ihn." Die Kriegerin versuchte ihn wach zu rütteln.
„Camiel. Camiel. Wach auf!"

Langsam öffnete der erschöpfte Elb die Augen und schaute die schwarzhaarige Kriegerin an. „Shari, du bist es. Ich bin so froh, dass ihr mich gefunden habt. Es ist etwas Schreckliches passiert." Der Elb bekam kaum Luft.
„Ruh dich erst mal aus, dann kannst du mir alles erzählen", sagte Shari.
„Nein, das geht nicht. Es bleibt keine Zeit mehr. Eine Kreatur hat uns angegriffen. Es hat alles zerstört und sogar einige von uns schwer verletzt. Den Brunnen mit dem Heilwasser hat es zerstört. Wir können uns nicht mehr selbst helfen. Ich habe mich auf dem Weg zu dir gemacht, weil du die Einzige bist, die uns helfen kann. Du beherrschst die Macht der Magie und dein Drache ist der Stärkste in der Gegend. Bitte, ihr müsst etwas tun."
Die Kriegerin und der Drache schauten sich fragend an und verloren dann keine Zeit. Sie packten Camiel auf den Rücken von Nyarla und flogen mit ihm ins Dorf, wo er versorgt wurde. Shari berichtete von den Vorkommnissen im Reich der Waldelben. „Was sollen wir tun? Wir sind einfache Leute. Wie könnten wir helfen?", fragte ein Bewohner des Dorfes.
„Er möchte, dass Nyarla und ich ihnen helfen. Ich werde keine Zeit vergeuden und mich sofort auf den Weg machen." Mit diesen Worten schwang sich die 21-jährige Kriegerin auf den Rücken des Drachen und flog los.
Je näher sie dem Reich der Waldelben kamen, umso größer wurde die Spur der

Zerstörung. Denn auch vor dem Wald selbst hatte das Wesen nicht halt gemacht. Der Drache flog ganz langsam, damit sich beide ein genaues Bild der Zerstörung machen konnten. Es war ein grauenvoller Anblick. Die einst so wundervolle, leuchtende Stadt der zauberhaften Wesen lag in Trümmern. Man konnte überall die Hilferufe der Elben vernehmen, von denen sich einige verletzt in den Überresten der Stadt versteckten. Umgestürzte Bäume und zerbrochenes Gestein waren alles, was noch übrig blieb. Es brach der Kriegerin das Herz und verzweifelt suchte sie den Schuldigen. Hinter großen, noch halb stehenden Säulen und Überresten von Mauern entdeckte sie schließlich ein riesiges, grauenvolles Wesen.
„Siehst du es?", fragte Nyarla, während er auf die Kreatur zuflog.
„Ja, ich sehe es. Aber wie soll ich es besiegen? Es ist viel zu groß, so viel Macht habe ich nicht."
„Du musst es versuchen. Wir haben keine andere Wahl."

Der Drache umkreiste das schuppige Ding, das mit seinen gewaltigen Klauen alles zerstörte, was ihm im Weg war. Seine Augen waren glutrot und aus seinem Rücken ragten Unmengen von spitzen Stacheln. Am Ende seines Schwanzes befanden sich zwei sehr große Stacheln, mit denen er ganz leicht einen Drachen töten könnte, welcher im Vergleich zum Ungetüm recht klein wirkte.
Nyarla blieb vorsichtig, denn sollte das Wesen sie entdecken, würde er sie mit einem Schlag töten. Shari machte sich derweil bereit ihre selten gebrauchten, magischen Kräfte einzusetzen und murmelte einen Zauberspruch. Sofort begannen ihre Hände zu leuchten und kleine, blaue Feuerbälle erhoben sich aus ihren Handflächen, stiegen nach oben und als sie schließlich den Spruch zu Ende gesprochen hatte und mit den Händen auf die Kreatur zeigte, schossen die Feuerbälle in einem blauen Strahl darauf zu. Das Wesen spürte diesen magischen Schlag, doch reagierte es kaum darauf. Es drehte sich lediglich in die Richtung um, aus der es den leichten Schmerz vernahm. Es entdeckte den Drachen und wurde schließlich wütend. Die Kriegerin sprach noch einige Zaubersprüche aus, welche jedoch alle keinerlei Wirkung zeigten.

„Ich verstehe das nicht. Diese Menge an Magie hätten den größten Drachen umgebracht", sagte sie zu ihrem Gefährten und fühlte sich hilflos. „Ich versuch´s auch mal",

entgegnete Nyarla und setzte seinen mächtigen Feuerstrahl ein, um das Wesen anzugreifen. Die Flammen verbrannten einige seiner Schuppen und färbten diese schwarz, doch mehr geschah nicht. Die Kreatur wurde nur noch wütender und schlug nun mit seinen gewaltigen Klauen nach dem Drachen, der blitzartig auswich. „Es hat keinen Sinn. Wir schaffen es so nicht", sagte Nyarla erschöpft. „Du hast Recht. Wir müssen uns ein Versteck suchen. Am besten weiter im Wald, wo uns dieses Ding nicht sieht." Der Drache wendete sofort und flog dann zwischen den Bäumen hindurch zu einer sicheren Stelle. „Was sollen wir nur tun?", fragte Nyarla und schaute Shari an, die sich an einen Baum lehnte und angestrengt nachdachte.

Nach einer ganzen Weile sagte die Kriegerin: „Wir sollten das Orakel um Rat bitten. Vielleicht kennt sie ja den Weg, dieses Wesen zu vertreiben oder gar zu vernichten." Der Drache machte sich flugbereit und als Shari seinen Rücken bestiegen hatte, erhob er sich in die Luft und flog über den Wald hinweg auf einen großen Berg zu, der weit weg von ihrem Dorf inmitten von Sümpfen aus dem Boden herausragte.
Majestätisch blau schimmerte dieses steinerne Gebilde, welches auf der Spitze mit Schnee bedeckt war. Ungefähr in der Hälfte der Berghöhe befand sich eine Höhle, auf deren Eingang der Drache zuflog.
Auf dem harten Felsboden stehend stieg die Kriegerin von ihrem geflügelten Gefährten ab und schaute in das Höhleninnere. Es war viel zu dunkel, um etwas zu erkennen.

„Na los, mein Freund. Lass uns reingehen." Shari zwinkerte dem Drachen zu und ging dann voraus. Das gewaltige Tier folgte ihr. Nach einigen Schritten, die sie durch die Dunkelheit umherirren ließen, konnten die beiden einige blau leuchtende Steine erkennen, die sich an den Wänden befanden und ihnen den Weg zeigten. Je tiefer sie ins Berginnere kamen, desto kälter wurde es. Der Drache spie zwischendurch Feuer, um seine Freundin und sich ein wenig zu wärmen.
Der Weg führte sie tiefer und tiefer in den Berg hinein und die Menge der leuchtenden Steine nahm stetig zu. Endlich erreichten sie einen großen Platz, der von weißem Licht eingehüllt wurde. In der Mitte saß eine frauenähnliche Gestalt, die jedoch die Ausmaße eines Riesen hatte. Shari ging langsam darauf zu, während Nyarla die Gestalt

betrachtete, welche die Augen geschlossen hatte. „Großes Orakel", sagte sie, als sie davor stand, „wir brauchen deine Hilfe." Die Frau öffnete ihre Augen und schaute die Kriegerin an. „Ich habe dich bereits erwartet. Ihr habt große Schwierigkeiten, wie ich erahne."
„Das ist richtig. Ein riesiges Wesen hat die Elbenstadt angegriffen und lässt sich weder mit meiner Magie noch mit dem Feuer eines Drachen verletzen."
„Stell dir jetzt das Wesen vor", bat das Orakel Shari und holte nun ein Bild der Kreatur aus dem Kopf der Kriegerin hervor, welches dann als Projektion in der Luft schwebte. Nyarla schaute diesem Spektakel mit offenem Mund staunend zu. „Ist dies das Wesen, das alles zerstört?" Die Kriegerin schaute nach oben und nickte schließlich. In diesem Augenblick verschwand das Bild wieder, nachdem das Orakel einmal ihren Arm durch die Luft geschwungen hatte. „Dieses Wesen ist nicht einfach zu töten. Ich verrate es euch, jedoch verlange ich zuvor ein Geschenk." Shari schaute das Orakel fragend an. „Von welcher Art Geschenk sprecht Ihr?" Sie drehte den Kopf in Richtung des Drachen. „Ich möchte eine Drachenschuppe." Nyarla schluckte und sah dann Shari an, die auf ihn zukam. „Mein Freund, es geht um unser aller Leben. Wirst du ihr dieses Geschenk machen?" Nyarla nickte zustimmend und sagte: „Natürlich werde ich das. Das ist doch selbstverständlich."

Beide gingen sie nun zum Orakel und der Drache schnitt sich mit einer Kralle seiner rechten Klaue eine Schuppe aus seinem Bein heraus. Es blutete stark und schmerzte das mächtige Tier, doch er wusste, dass es nötig war. Vorsichtig reichte er seine Schuppe dem Orakel herüber, die das Geschenk lächelnd und dankend annahm. „Ich danke euch. Nun werde ich euch sagen, wie ihr das Wesen besiegen könnt." Nyarla und Shari hörten genau zu, denn das Orakel war bekannt dafür, dass es einen Rat nur einmal aussprach und nicht mehr wiederholte. „Ihr braucht einen Pfeil aus einem bestimmten Material, welches ihr nur in den Schluchten von Amuranth finden werdet. Das Gestein dort beinhaltet ein tödliches Gift. Als Pfeilspitze geformt könnt ihr die Kreatur besiegen." Das Orakel schloss sofort wieder die Augen, senkte den Kopf und saß nun wieder so da, wie zu Beginn als die beiden gekommen waren.

Die Kriegerin und der Drache hatten alles verstanden und gingen nun wieder aus dem Berg hinaus. Draußen vor dem Höhleneingang blieben sie stehen. „In welche Richtung müssen wir denn?", fragte Shari. „Die Schluchten von Amuranth befinden sich hinter dem Carlutas-Gebirge. Ich weiß, wo das ist", antwortete Nyarla und ließ die 21-Jährige aufsteigen. „Dann lass uns aufbrechen."

Der Drache breitete seine gewaltigen Schwingen aus und erhob sich in die Luft, geradewegs in Richtung des Carlutas Gebirge, welches weit hinten am Horizont zu sehen war. Shari betrachtete derweil das Land, über das sie hinwegflogen. Das Wesen schien nicht nur bei den Waldelben alles zerstört zu haben. Bäume lagen entwurzelt auf der Erde, die Lebensräume vieler Tiere waren vernichtet und sie konnte trauernde Familien sehen, die jemanden verloren hatten. Sie mussten sich beeilen, bevor das Wesen ihr Dorf erreicht haben würde. Nach einem langen Flug kamen sie endlich an dem Carlutas-Gebirge an und suchten nun nach den Schluchten von Amuranth, die sich direkt dahinter befinden mussten. „Da, siehst du?" Der Drache zeigte mit seiner Klaue nach unten, wo Shari tiefe Schluchten erkennen konnte. „Wir sind da", sagte sie und Nyarla setzte zur Landung an. Je tiefer er in die Schlucht hinein flog, desto dunkler wurde es. Doch bevor die Düsternis sie vollständig einhüllen konnte, erreichten sie den Boden. Die Kriegerin stieg von dem Drachen herunter und schaute sich das Gestein der Felswand vor ihr an. Es schimmerte irgendwie seltsam und als sie es berührte, spürte sie überraschenderweise eine große Wärme. Sie holte ihren Dolch hervor und versuchte damit ein Stück des Gesteins zu entfernen. Plötzlich war ein lautes Brüllen zu hören, welches direkt von einem Zweiten übertönt wurde. Shari erschrak und drehte sich ruckartig um, den Dolch nach vorne gerichtet. Auch Nyarla lauschte, woher die Geräusche gekommen waren. Doch dies war gar nicht mehr nötig, denn in dem Augenblick traten zwei riesige Zyklopen um die Ecke vor ihnen und hielten ihre Keulen zum Schlag hoch in die Luft. Der Drache schlug sofort mit seinen Schwingen und spie Feuer gegen die aggressiven, einäugigen Zyklopen. Leicht verletzt taumelten sie schreiend zurück, rafften sich aber gleich wieder erneut zum Angriff auf.

„Warte, ich mach das", sagte die Kriegerin und begann eine Zauberformel zu sprechen. Sie schoss zwei rot-leuchtende Feuerbälle auf die Zyklopen los, welche daraus einen sehr hellen Lichtblitz machten. Shari und Nyarla mussten ihre Augen abwenden. Als das Licht wieder verschwand, schauten die beiden auf zwei in Stein verwandelte Zyklopen, die immer noch wütend die Keulen hoben.
„Hast du gut gemacht", sagte Nyarla grinsend und tätschelte den Kopf der Kriegerin, die genervt nach ihm haute und nur rief: „Lass den Unsinn." Der Drache musste laut lachen. „Ich wollte nur ein wenig Spaß machen."
„Denk dran, wir haben eine Aufgabe zu erledigen." Mit diesen Worten machte sie sich erneut daran, ein wenig Gestein aus der Felswand zu schlagen. Die Klinge ihres Dolches war aus einem unzerstörbaren Material und machte es ihr somit recht einfach, ein Stück Gestein abzubrechen. Sie hielt es in der Hand und betrachtete es eine Weile. „Und dieses kleine Stück Stein soll ein Wesen gigantischen Ausmaßes töten können? Hoffen wir, dass es wirklich so ist", sagte die Kriegerin und stieg wieder auf den Rücken des Drachen. „Du wirst doch nicht den Rat des Orakels in Frage stellen?", fragte dieser. „Nein, es überrascht mich nur, wie so etwas Kleines doch so eine Wirkung haben kann."

Nyarla erhob sich aus der Schlucht in den Himmel und flog zurück ins Dorf, in dem bereits sehr viele der Waldelben Zuflucht gefunden hatten. Shari ging zum Schmied, hielt ihm das Gestein vor die Nase und fragte: „Kannst du mir daraus eine Pfeilspitze machen?" „Aber sicher kann ich das. Leichteste Übung", antwortete der Schmied, nahm das Gestein an sich und begann mit seiner Arbeit.
Die Kriegerin nahm sich in der Zwischenzeit einen ihrer Pfeile und montierte die normale Pfeilspitze ab, um später die Giftpfeilspitze zu montieren. Es dauerte eine Weile, doch letztendlich hatte der Schmied aus dem schimmernden Gestein eine stabile Pfeilspitze hergestellt. Er überreichte sie Shari, die sich herzlich dafür bedankte und ihm noch eine Belohnung versprach. Doch der Schmied schüttelte den Kopf und winkte dankend ab. „Helfen zu können ist für mich Belohnung genug."
Die Kriegerin lächelte den Schmied an und rannte dann sofort zu ihrem Drachen, auf dessen Rücken sie sich schwang. Gemeinsam flogen sie wieder zum

Reich der Waldelben, um der Zerstörung ein Ende zu machen. Das Wesen befand sich immer noch dort und hatte nun wirklich alles vernichtet, das dort einmal stand. Es saß gerade gemütlich auf dem Boden und schien sich etwas auszuruhen. Das war die Gelegenheit.
Shari spannte ihren Bogen, während Nyarla direkt auf die Kreatur zuflog. Sie näherten sich ihm von hinten, wo es sie nicht bemerkte. Die Kriegerin zielte auf den Kopf, wartete noch etwas, bis sie fast dran waren und schoss dann den Giftpfeil ab, der im Kopf des Wesens stecken blieb. Es schrie laut auf und begann nach dem Pfeil zu greifen. Es konnte ihn herausreißen und schaute sich wütend um. „Ich hoffe, das Gift konnte noch rechtzeitig genug in seinen Körper gelangen", sagte Shari, während Nyarla sich wieder von dem Wesen entfernte und sie aus sicherer Umgebung alles beobachten konnten.

Es begann wieder wild um sich zu schlagen und brüllte laut, bis es schließlich zu schwanken begann. Es konnte sein Gleichgewicht nicht mehr halten und stolperte über die Trümmer der Stadt. Mit einem lauten Knall schlug sein schwerer Körper auf dem Boden auf und seine Pupillen drehten sich langsam nach oben unter das Augenlid. Es atmete noch eine Weile schnell und heftig bis es dann ohne Vorwarnung einfach verstummte und regungslos da lag. Nyarla und Shari schauten das Wesen lange aus ihrem Versteck an. Auch die restlichen Waldelben, die noch dort blieben, warteten auf eine Reaktion der Kreatur. Doch es regte sich nicht mehr. „Ist es tot?", rief einer der Elben und schaute die Kriegerin fragend an.

Shari und ihr Drache gingen vorsichtig auf das Wesen zu. Es atmete nicht mehr und sie konnten auch keinen Herzschlag feststellen. „Es scheint wirklich tot zu sein", sagte sie Nyarla zugewandt. „Aber wir müssen ganz sicher gehen." Die Kriegerin hob eines der Augenlider hoch, die zugefallen waren, und stach mit ihrem Dolch mit voller Wucht hinein.
Nichts. Die Kreatur war besiegt. „Es ist tot!", rief Shari, woraufhin alle Waldelben laut jubelten. Nyarla erhob sich und flog ins Dorf, um die frohe Botschaft zu verkünden. Auch dort freuten sich alle, sangen und tanzten. Die Kriegerin und ihr Drache wurden groß

gefeiert. Die Waldelben und auch die vielen Bewohner des Waldes waren ihnen sehr dankbar und wollten ihnen dies persönlich mitteilen.

Die Kreatur wurde von fünf Greifen und drei Drachen aufgehoben und zu den Sümpfen gebracht, wo er in den Tiefen der stinkenden Masse versank.

Die Waldelben atmeten wieder auf und alle zusammen, die Dorf- und Waldbewohner, halfen ihnen ihr Reich wieder neu aufzubauen. Diesmal noch größer und schöner als zuvor.

Die Tarnkappe

von Rainer Güllich

Es war eine düstere Nacht und ich war allein Zuhause. Der Hund hatte schon ein paar Mal angeschlagen, als er gegen Mitternacht endlich Ruhe gab. Ich wälzte mich noch eine Weile hin und her, hörte das alte Haus ächzen und knarren und war gerade eingeschlafen, als ich spürte, dass es ganz hell im Zimmer geworden war. Ich öffnete die Augen und sah vor mir … einen Zwerg, gewappnet in metallenem Harnisch, Helm und Beinschienen. Er hielt ein kurzes Schwert in der rechten Hand, die linke hielt eine Phiole, aus der ein helles Licht strahlte. „Ranulf hab keine Furcht. Ich will dir nichts Böses." Die Stimme des Zwerges klang wie das Knarren einer alten Tür. Ich setzte mich auf und griff nach dem Dolch, den ich nachts immer auf der Truhe neben meinem Bett liegen hatte.

„Ich hoffe, du verzeihst, dass ich vorsichtig bin. Steck dein Schwert in die Scheide und ich werde mein Messer wieder an seinen Platz legen. Dann sprich, weshalb du dich des nachts in mein Haus einschleichst."
Als der Zwerg sein Schwert verstaut, ich meine Waffe zurückgelegt hatte, setzten wir uns im Schein einer Kerze an den Tisch in der Mitte des Zimmers. Ich war zwar von dem Eindringen des Zwerges überrascht, doch hatte ich keine Furcht vor ihm. Ich war trotz meines fortgeschrittenen Alters ein geschickter Krieger, mit langer Kampferfahrung. „Wer bist du und was willst du von mir?" Mein Ton war wenig freundlich. „Ich bin Gorin, der Sohn Rimunds des Hammerschlägers. Ich komme aus den weißen Bergen südlich von hier. Ich brauche deine Hilfe. Es soll dein Schaden nicht sein", sprach der Zwerg.
„Ich wurde vor wenigen Tagen von dem Schwarzen Meister und einigen seiner Schergen überfallen. Sie haben mir meine Tarnkappe geraubt. Ich will sie wiederhaben. Gleichzeitig möchte ich den Schwarzen Meister für seinen Raub bestrafen. Ich weiß, dass du aus einem deiner Kriegszüge, die du unter König Isandur mitgemacht hast, eine Tarnkappe dein Eigen nennst, die die Eigenschaft besitzt, dass ihr Träger sie niemals abnehmen kann und auf immer unsichtbar bleiben muss."

Das stimmte. Ich hatte diese Tarnkappe von einem Magier der Helmer erhalten, als wir im Krieg mit seinem Volk waren.

Ich hatte ihm das Leben geschenkt, dafür gab er mir die Tarnkappe. Sie wurden von den Helmern benutzt, um Meuchelmörder zu bestrafen. Diese waren somit auf immer verdammt. Die Todesstrafe wäre gnädiger gewesen. Gorin fuhr fort: „Ich biete dir für diese Tarnkappe und deine Hilfe im Kampf gegen den Schwarzen Meister Gold und Geschmeide. Du kannst mich in die Höhlen der weißen Berge begleiten und kannst dir so viel davon aussuchen, wie du zu tragen imstande bist." Ich überlegte. Ein verlockendes Angebot. Die Tarnkappe war im Grunde für mich nichts wert. Nichts weiter als eine Trophäe aus einem Krieg, der nicht mal ruhmvoll gewesen war. Ich willigte ein und machte mich auf den Weg.
Ich hatte die hohen Mauern der Burg schon lange vor mir auftauchen sehen. Gorin hatte ich im letzten Dorf zurückgelassen. Ich wollte mich nur auf mich verlassen. Ich bewegte mich vorsichtig von Busch zu Busch. Die Eschen und das Buschwerk reichten ungefähr bis zwanzig Klafter an den Burggraben heran. Bis zum Graben gab es nur staubigen Boden, hier wuchs nicht ein Grashalm. Der Burgherr schien sehr darauf zu achten, das Gelände vor der Burg frei von irgendwelchem Bewuchs zu halten. Es war sehr schwierig, ungesehen bis zum Burgtor zu gelangen. Auf den Wehrgängen patrouillierten vier Wachen, auch auf dem Turm der Burg war ein Wächter zu erkennen.

Die Sonne war hinter den Zinnen der Burg versunken, es war merklich dunkler geworden. Die Hitze des Tages machte einer erfrischenden Kühle Platz. Die Dunkelheit ausnutzend schlich ich bis zum Burggraben heran, ließ mich geräuschlos ins Wasser gleiten und war mit zwei kräftigen Schwimmzügen am gegenüberliegenden Grabenrand angelangt.
Ich schlich mich zum Fuß der Burgmauer, löste das Seil mit dem Wurfhaken vom Gürtel und horchte, ob gerade eine Wache auf dem Wehrgang entlangging. Als ich kein Geräusch vernahm, schleuderte ich den Haken mit einem kräftigen Wurf nach oben. Der Haken verfing sich oberhalb der Burgmauer. Die Beine fest gegen die Mauer ge-

stützt, kletterte ich am Seil nach oben. Geschmeidig und schnell wie eine Eidechse schmiegte ich mich an den Boden des hölzernen Wehrgangs hinter den Steinzinnen.
„Wer da?!" Mit diesem Ruf stürzte eine Wache auf mich zu. Bevor der Wächter mich jedoch erreicht hatte, sprang ich auf und schlug dem Mann mit dem Griffende meines Schwertes dermaßen vor die vom Helm ungeschützte Stirn, dass er bewusstlos zu Boden stürzte. Was sollte ich jetzt tun? Ich hatte gehofft, unbemerkt in die Burg zu gelangen. Der Wächter musste verschwinden. Ich schaute in den Burghof.
In der Mitte war ein großer, ummauerter Brunnen zu sehen. Dahinter befand sich ein steinernes Gebäude. Dort mussten das Gesinde und der Burgherr wohnen. Ringsum an den Mauerwänden befanden sich verschiedene aus Holz gezimmerte Schuppen. In den Zwischenräumen herrschte tiefste Dunkelheit. In einem dieser Winkel konnte ich meinen Gefangenen „verschwinden" lassen. Ich zog den Wächter zur nächsten Treppe, die vom Wehrgang hinunter in den Burghof führte, und schleppte ihn dann die Treppe hinunter. Ich wartete, bis der hell scheinende Mond von einer Wolke verdeckt wurde, und bugsierte meinen Gefangenen in einen der Gänge zwischen den Schuppen. Ich schnitt dem Mann eines der leinenen Hosenbeine ab, zerschnitt es in einzelne Streifen und knebelte und fesselte den Bewusstlosen damit.
Dann schlich ich nach links zu dem Wohngebäude und stand in wenigen Augenblicken vor der einzigen Tür des Hauses. Vorsichtig probierte ich die Türklinke. Die Tür war offen! Leise öffnete ich sie. Sie knarrte in den Angeln. Zwei Schritte und ich befand mich in einem Flur, der mit Fackeln beleuchtet war. Rechts endete der Flur an der Mauer, nach links führte eine Wendeltreppe nach oben. Dort mussten die Wohnräume liegen. Ich ging die Treppe behutsam hinauf. Nach wenigen Schritten tauchte vor mir ein Durchgang auf. Dahinter befand sich ein Flur, in dem sich links und rechts jeweils ein Raum befand, am Ende des Flures war eine reich verzierte Tür. Dies mussten die Gemächer des Burgherrn sein. Ich entschloss mich, mein Glück an der geschmückten Tür zu versuchen. Ich schlich mich an sie heran, drückte die Klinke herunter, die Tür ließ sich öffnen.

Ich hörte leises Schnarchen und beleuchtete den Raum kurz mit der Leuchtphiole, die mir Gorin zur Verfügung gestellt hatte. Der Mann, den ich im Bett liegen sah, hatte

blauschwarzes, langes Haar. Es war der Schwarze Meister. Seinen Namen hatte er von seiner üppigen schwarzen Haarpracht. In dem kurz aufblitzenden Lichtschein hatte ich sehen können, dass die geraubte Tarnkappe über einer Truhe lag. Ich nahm sie an mich und zog sie über meinen Helm. Nun war es ein Leichtes, wieder aus der Burg zu verschwinden. Die mitgebrachte Tarnkappe zog ich dem Schwarzen Meister über den Kopf. Er rekelte sich nur kurz, das war alles.

Gorin belohnte mich reich mit Gold und Geschmeide. Ich werde wohl bis ans Ende meiner Tage niemals mehr das Kriegshandwerk ausüben müssen. Vom Schwarzen Meister hörte man, dass er verschwunden sei, in seiner Burg jedoch ein Geist wütet, der seine Stimme trägt. Das Gesinde und die Bewaffneten haben die Burg verlassen. Sie ist verwaist.

Dragón-Drac

von Ingrid Wehrli

Ich gelte wohl als ziemlich alt und für meine Art bin ich etwas zu kleinwüchsig, aber ich habe ausgesprochen viele Schuppen – aber ist das nicht selbstverständlich für einen Drachen? Für mein Alter (nach 600 Jahren habe ich aufgehört zu zählen und das ist auch schon eine Zeit lang her) bin ich ziemlich fit. Meine Kleinwüchsigkeit hat mich nie gestört, denn sie hat mir schon mehrmals das Leben gerettet. Das ist vermutlich auch der Grund, weshalb es auf der ganzen Welt nur noch mich gibt. Die anderen großen, wirklich gefährlichen Drachen wurden schon von all den vielen Drachentötern ausgerottet. Mich zu eliminieren war den Drachentötern wohl nicht beeindruckend und gefährlich genug und so entkam ich meinen Häschern mit ein paar Flügelschlägen. Vermutlich hätte ich auch davonlaufen können, denn wenn mich ein Drachentöter erblickt hat, hat er stets so zu lachen angefangen, dass er weder mit einem Speer noch mit sonst etwas mein Herz getroffen hätte, denn nur so kann man einen Drachen töten. Lachen, nur weil ich so klein bin? Die Menschen können ja so gemein sein.

Mein Name ist übrigens ganz langweilig „Dragón-Drac". Wie der geneigte Leser wohl weiß, ist Dragón der spanische Name für Drachen und Drac ist der katalanische Name für Drachen. Und da ich der letzte Drache auf dieser Welt bin, macht es auch nichts aus, dass ich den simplen Namen „Dragón-Drac" trage. Verwechselt kann ich ja nicht mehr werden; mit wem auch? Nun ja, vielleicht ein kleines bisschen könnte ich mit meinem Freund Lennox verwechselt werden. Lennox ist ein schwarzer Labrador und hat, wenn er sich gestresst fühlt, mindestens doppelt so viele Schuppen auf seinem Fell wie ich. Aber sonst sehen wir uns überhaupt nicht ähnlich.

Ich lebe im Nordosten von Spanien in Katalonien, hoch oben in der Krone einer großgewachsenen, alten Palme, welche im Garten von Herrchen und Frauchen von Lennox steht. Wenn ich meinen Freund Lennox nicht so mögen würde, hätte ich die Palme und somit den Garten schon lange gewechselt. Weshalb ich ihn wechseln müsste, ist ein

bisschen peinlich: Einmal hatte ich einen schrecklichen Alptraum von großen, noch existierenden Drachen aus einem Paralleluniversum und als ich mich im Schlaf gegen sie wehren wollte, habe ich mitten in der Nacht weit mit meinem langen Hals ausgeholt, mein nicht soooo kleines Maul geöffnet, gefaucht und extrem viel Feuer gespuckt und mein wunderbar bequemes Palmenkronenbett in Brand gesteckt.... Obwohl ich es mit meinem großen Maul und viel Wasser den Brand rasch löschen konnte, ich wohne ganz in der Nähe des Meeres, hat die Palme nun zu 80 Prozent braune Blätter. Ein bisschen riecht es noch immer verbrannt, aber nur ein bisschen! Zum Glück sind Herrchen und Frauchen von Lennox nicht so schlau, dass sie sich vorstellen können, dass ein Drache die Palme abgefackelt hat. So haben sie geglaubt, dass es sich um einen widerlichen Käfer handelt, der Palmen von innen her auffrisst, kaputt und dadurch braune Blätter macht. Deshalb haben sie in der Gärtnerei ein Mittel gegen palmenfressendes Ungeziefer gekauft. Seither (schon seit acht Monaten) klettern sie einmal im Monat auf die Palme und schütten das Gift in die Palmkrone hinein. Beim ersten Mal hätten sie mich fast entdeckt, aber während sie die fünf Meter lange Leiter den Stamm hinauf mühsam und schimpfend erklommen – und sichtlich unter Höhenangst litten – habe ich mich auf der anderen Seite verdünnisiert und sie im Garten von der gegenüberliegenden Palme aus kopfschüttelnd beobachtet.

Seither passt Lennox besser auf seine Familie auf und warnt mich, wenn sie wieder eine Palmen-Attacke planen. Lennox und ich genießen das Zusammensein. Ihm ist nämlich manchmal langweilig, weil sein Herrchen und Frauchen und das Söhnchen im Sommer zu den Sonnenanbetern gehören und an den Strand gehen. Lennox darf da nämlich nicht mit. Es gibt nämlich mehr Hundeverbotstafeln als es Hunde in Spanien gibt. Und es gibt SEHR viele Hunde in Spanien. Ich mag nicht alle Hunde, denn ihr häufiges Gebell raubt mir manchmal den Schlaf. Und so ein alter Herr wie ich braucht eben auch seinen Schönheitsschlaf. Obwohl ich weiß, dass es vermutlich keine anderen Drachen, und schon gar nicht so kleine Drachen wie ich es bin, gibt, habe ich die Chance noch immer nicht begraben, doch noch irgendwann ein Drachenweibchen zu finden. Dann würde ich eine noch größere Palme suchen und die Drachendame und ich würden bis in alle Ewigkeit glücklich und zufrieden bis an unser Ende leben. Aber eben bislang ist

mir kein süßes, hübsches Drachenweibchen über den Weg geflogen.
Weshalb ich – außer Lennox – Hunde auch nicht so sehr mag, liegt daran, dass ich Fisch esse. Aber ich mag nur alten, stinkigen, faulen Fisch, nicht Fisch frisch aus dem Meer. Von frischem Fisch bekomme ich Sodbrennen und wegen dem ollen Sodbrennen muss ich jedes Mal rülpsen. Und dann stecke ich mit den Flammen, die direkt aus meinem Magen kommen, manchmal Dinge in Brand, die ich nicht in Brand stecken sollte.
Das heißt, in der Nacht, wenn mich niemand sieht, fliege ich aufs offene Meer und hole mir meine Leckerbissen. Das wäre ja schön und gut. Aber ich lege die Fische auf den Strand und möchte sie durch den Tag vergammeln lassen, damit sie schön duften. Entweder kommen dann aber die streunenden Hunde und fressen alles weg oder ein menschliches Aufräumkommando entsorgt meine Mahlzeiten, da die ollen Touristen, welche sich den ganzen Tag von der Sonne braten lassen wollen, nicht so auf stinkenden Fisch neben ihren Liegeplätzen stehen.
Das Fazit ist, dass ich einen knurrenden Magen verspüre und entsprechend unter schlechter Laune leide und dann in der folgenden Nacht frischen Fisch fressen muss und ich dann aufgrund meines unkontrollierbaren Sodbrennens mit daraus resultierenden mehr oder weniger großen Stichflammen den einen oder anderen Busch abfackle. Damit ich von den Feuerwehrleuten und den Schaulustigen nicht entdeckt werde, muss ich dann ein anderes Nachtlager suchen. Dadurch wird auch aus dem Schlafen nichts und so kann ich auch nicht immer meinen Schönheitsschlaf genießen und die Chance, auf ein Drachenfräulein zu treffen und sie zu beeindrucken, wird noch geringer, als dass ich es ohnehin schon als letzter meiner Art habe. Doch bitte vergessen Sie nicht die Paralleluniversen, die es ja vielleicht, vielleicht gibt. Denn mein Motto ist: Die Hoffnung stirbt zuletzt.

So bin ich aber trotz alledem glücklich, dass ich wenigstens meinen Freund Lennox habe. Er spinnt gerne Ideen und nun hat er die Idee, dass ich mich doch hier mit den Leuten im Dorf anfreunden soll.
Ernsthaft! Seit wann freunden sich Drachen und Menschen an? Lennox will seinen Kopf durchsetzen! So schnappte er sich vor einiger Zeit sein Herrchen, sein Frauchen

und das kleine Herrchen und lotste sie unter die Palme, in der ich gerade schlief. Er bellte wie wild und sprang immer wieder am Stamm empor und ließ die drei nicht weglaufen. Und da sich nun drei Menschen und ein Hund um den Baum versammelt haben und es hell war, konnte ich nicht einfach davon fliegen. Denn dann hätten sie mich ja auch gesehen! Vergessen Sie nicht die abgebrannten Blätter, die bei jeder falschen Bewegung meinerseits laut raschelnd niedersausten. Das Herrchen kletterte die am Stamm angelehnte Leiter hoch und mit jeder Sprosse, die er höher kam, duckte ich mich tiefer in die Palmenkrone. Als er nur noch Zentimeter von mir entfernt war, schloss ich ergeben meine Augen, in der Hoffnung „Wenn ich ihn nicht sehe, dann sieht er mich auch nicht".

Das laute „Uahhhhhhh", welches dann aber unmittelbar danach folgte, brachte mich dazu meine Augen weit aufzureißen. Und so blickten sich nach vielen Hunderten von Jahren ein Mensch und ein Drache wieder in die Augen. Ich bekam vor Schreck einen kleinen Schluckauf und war froh, dass das Lennox-Herrchen mit lautem Geschrei die Leiter mehr oder weniger hastig hinunter kletterte und entsetzt am Boden landete. Froh war ich, als ich sah, dass er heil unten angekommen war, und dass er auch sonst keine Brandblasen im Gesicht und an den Händen hatte.

Nachdem ich nun eh entdeckt war, streckte ich meinen langen, schönen, kräftigen und schuppigen Hals über mein Palmkronenbett und linste neugierig hinunter. Drei überraschte Menschenpaaraugen und ein etwas unsicheres Hundeaugenpaar blickten nach oben. Lennox stupste seine drei Menschen an und wedelte mit seinem Schwanz, als würde sein Leben davon abhängen. Er packte das junge Herrchen zart an der Hand führte ihn zu einem großen Laubhaufen und fast zur gleichen Zeit rief er mich zu sich herunter. Dann raste er auf sein Herrchen und sein Frauchen zu und hüpfte vor ihnen auf und ab und scheuchte sie ebenfalls zu dem Laubhaufen.
„Dragón-Drac, jetzt komm' endlich runter und zünde den Laubhaufen an", sagte Lennox! Mit einem skeptischen Blick auf die drei Menschen unter mir und einen Flügelschlag später, landete ich mit meinen kräftigen Beinen genau vor dem Haufen. Leider war die Landung durch den von mir fabrizierten luftigen Landeanflug etwas laubauf-

wirbelnd. Aber das meiste blieb liegen und ich holte ein bisschen Luft und zündete den Haufen mit einem Hauch an. Lennox rannte auf mich zu, leckte mir die Füsse, was mir ein bisschen peinlich war, dann hüpfte er auf meinen Rücken und blieb schwanzwedelnd dort oben stehen, um der ganzen Welt zu zeigen, wie harmlos ich bin.
Die drei Menschen sagten erst gar nichts. Der jüngste im Bund erholte sich am schnellsten und kam auf mich zu. Da sich Lennox so vertrauensvoll mir gegenüber benahm, streckte der Junge seinen Arm aus und begann mich mit seiner Hand sanft über die Schuppen zu streicheln. Ich wurde vor Verlegenheit ganz rot, weil er mich so bewundernd anschaute und überhaupt nicht böse schien, wie ich die Menschen in Erinnerung hatte. Das Lennox-Herrchen und das Lennox-Frauchen kamen nach anfänglichem Zögern und scheelem Blick auf das Feuer zu mir her und plötzlich begannen beide zu lächeln. Und jeglicher Argwohn, den ich jahrhundertelang verspürte hatte, verschwand in diesem Augenblick und ich begann etwas holprig zwar, aber doch verständlich genug zu reden.
Da Drachen so alt werden und auch sehr klug sind, können sie viele Sprachen dieser Welt sprechen. Deshalb konnte ich mich auch so gut mit Lennox unterhalten. Aber auch viele Vogelsprachen beherrsche ich. Nun ja, ich teilte manche Nacht die Palme mit ihnen. Mit Fischen hingegen unterhalte ich mich prinzipiell nicht, die will ich nur fressen!

Und so setzten wir uns ans Feuer, das fröhlich vor sich her loderte und redeten die ganze Nacht. Die Menschen erzählten mir von sich und ich ihnen von meinen Freuden, Träumen und Wünschen. Einzig die Sache mit der Palme und dem Abfackeln habe ich nicht erzählt. So junge Freundschaften muss man ja nicht gleich auf die Probe stellen.
Und bevor meine Menschenfreunde in ihr Bett gingen, Lennox in sein Körbchen und ich in mein Palmenbett ging, haben wir einen Plan geschmiedet. Meine Menschenfreunde konnten sehr gut verstehen, dass ich nicht so glücklich mit der Fisch-Essens-Situation war. Deshalb haben sie gleich am nächsten Tag ihren Bekannten im Dorf von mir erzählt. Und sie kannten viele Leute und viele dieser Leute hatten ein kleines oder ein größeres Haus mit einem Garten. Immer hatten sie die Mühe, das alte Holz, Laub und dergleichen loszuwerden.

Doch wenn sie mich riefen, kam ichangeflogen und habe den Laubhaufen verbrannt. Als Dank erhielt ich die Fisch- und sonstigen leckeren Abfälle, die so wunderbar rochen. Und wenn dies mal nicht genügte, dann rülpste ich nach dem Genuss des frischen Fisches direkt über den nächstbesten Laubhaufen und der verbrannte im Nu. Dank meines doch ziemlich großen Mundes kann ich auch ziemlich viel Wasser bis zur Kehle schlucken und so bei Waldbränden tatkräftig beim Löschen helfen. Es ist wunderschön, wie sich nun alles geändert hat.

Fahren Sie doch mal nach Spanien! Wenn Sie irgendwo neben der Straße ein großes Feuer sehen, welches nicht zu einem Waldbrand eskaliert, sondern einfach fröhlich vor sich her brennt, dann wissen Sie, dass ich da war und meine Arbeit erledigt habe! Und als Lohn winkte mir wunderbar duftender, alter Fischabfall!
Wenn Sie in Spanien sind, kommen Sie mich doch besuchen. Ich freue mich auf Sie!

Flucht aus Garonn

von Annika Modis

Willkommen in Garonn, dem Ort der Sühne. Vergitterte Fenster, Stacheldraht, Wärter mit tödlichen Waffen.

Joachim saß in seiner Zelle und starrte in den Spiegel über dem kleinen Tisch. Seit er in Garonn war, versuchte er immer wieder, sein Gesicht so lange anzustarren, bis es sich in seine Einzelteile zerlegte. Doch jedes mal, wenn er kurz davor war, es zu schaffen, blitzten die Bannzeichen im Spiegel auf, die die magisch begabten Sträflinge davon abhielten ihre Fähigkeiten einzusetzen und brachten ihm üble Kopfschmerzen ein. Er musste hier raus, so viel war klar. Er wusste nur noch nicht wie.

Immer wieder konzentrierte er sich auf das Bild im Spiegel. Seine kurzen, grauen Haare, die scharf geschnittene Hakennase, die schmalen Lippen und die kleinen, grauen Augen. Er stellte sich vor, wie sich diese Teile voneinander lösten. Behutsam nahm er sein Gesicht visuell auseinander. Ganz langsam, damit die Schutzsiegel nicht auf ihn aufmerksam wurden.

Er trennte seine Augen von der Nase, und die Lippen von seinem ausgeprägten Kinn. Doch in dem Moment, als er seine Haut vom Rest der Formen lösen wollte, flackerten die Siegel auf und zerrten die Teile wieder an ihren ursprünglichen Platz. Es fühlte sich an, als würde sein Kopf in einem Schraubstock stecken. Er presste beide Hände gegen die Schläfen und versuchte keuchend, wieder einen klare Gedanken zu fassen. „Hey, Jo, hast du schon wieder versagt?“ Der Wärter stand an der Gittertür und musterte Joachim grinsend. „Warum gibst du nicht endlich auf? Du kommst hier nicht raus.“ Joachim seufzte und nahm das Tablett mit dem spärlichen Mittagessen entgegen. „Fünfzehn Jahre, Adrian. Fünfzehn Jahre. Was könnte ich in dieser Zeit erreichen!“ Der Wärter nickte, doch sein Grinsen verschwand nicht. „Die Direktion hat ein Auge auf dich, mein Freund. Du solltest aufhören, das System überwinden zu wollen, wenn alle da sind. Aber es glaubt eh' keiner, dass du es schaffst.“ Joachim stellte das Tablett auf den Tisch. Adrian war gar nicht so übel. Er sah – im Gegensatz zu seinen Vorgesetzten – seine Versuche, die Siegel und Schutzzeichen zu umgehen, mit Humor.

Seit sechs Monaten saß er nun in dieser Zelle in Garonn und hatte täglich erfolglos versucht, die Gitter und den Stacheldraht hinter sich zu lassen.
Er wusste, was ihn erwartete, sollte er es schaffen. Ein Leben auf der Flucht, stets von der Angst umgeben, von den Ermittlern oder den Kopfgeldjägern gefasst zu werden. „Nach dem Essen geht´s raus in den Hof zum Unkraut jäten", sagte Adrian beiläufig, „Anweisung von ganz oben. Dann kommst du mal auf andere Gedanken." Joachim nickte und aß stumm seine karge Mahlzeit. Und obwohl die Kopfschmerzen ihn auch Stunden später noch plagten, als er auf Händen und Knien rutschend das Unkraut aus den Ritzen des Kopfsteinpflasters zupfte, drehten sich seine Gedanken alsbald wieder um das Thema Flucht. Alles an diesem Ort engte ihn ein. Er konnte keine Magie wirken, was zeitweise schon sehr lästig war. Plötzlich brauchte er für alles, was er tat, doppelt so lange. Außerdem war seine Zelle winzig und überhaupt nicht seinem gewohnten Standard angepasst. Ständig war ihm kalt und die schlichten, grauen Betonwände deprimierten ihn. Missmutig kratzte er zwischen dem Kopfsteinpflaster herum. Neben ihm saßen noch zwei weitere Gefangene, die, während sie ihrer Arbeit nachgingen, über die Siegel und Schutzzeichen diskutierten, die die Wände, die Zäune und sogar den Boden bedeckten.

Der eine war ein Magier mit einem Allerwelts-Gesicht. Joachim hätte ihm mit Sicherheit keine Beachtung geschenkt, wenn er ihm auf der Straße begegnet wäre. Sein Kumpel neben ihm war ein dürrer Zauberer, der nur aus Armen und Beinen zu bestehen schien. Joachim tastete die Auren der beiden Zauberer ab und erkannte bei beiden kein außergewöhnliches magisches Talent. Wahrscheinlich waren sie bei irgendwelchen zwielichtigen Geschäften von den Wächtern erwischt worden. „Wenn du dich unsichtbar machst, erkennen dich zwar die Wachen nicht", erklärte der Durchschnittliche dem Dünnen gerade, „Aber der Bewegungszauber am Tor sieht dich trotzdem." Der Dünne brummte zustimmend und zupfte unmotiviert an einer Distel. „Und wenn du es mit einem Gestaltenwandel probierst?" Der Durchschnittliche schüttelte den Kopf. „Es verändert sich nur deine Erscheinung, deine Aura bleibt gleich. Sie hätten dich in Sekunden durchschaut."
Wieder brummte der Dünne und Joachim schaltete sich in das Gespräch ein: „Glaubt

ihr, es gibt einen Weg hier raus?“ Der Dünne warf ihm einen finsteren Blick zu. „Glaubst du, wenn wir einen Weg kennen würden, wären wir noch in diesem dreckigen Loch?“, fauchte er leise. Darauf wusste Joachim keine Antwort. Der Durchschnittliche erklärte: „Es gibt keinen Weg. Jeder bekannte Zauber wurde berücksichtigt und ein entsprechender Gegenzauber aktiviert.
Du kannst versuchen, dich unsichtbar zu machen, oder dein Aussehen zu verändern, sie erkennen dich trotzdem. Einer hat sich mal als Wache ausgegeben, um nicht von seiner Aura verraten zu werden. Doch als er versuchte, durch das Tor zu gehen, wurde sein Zauber kurzfristig deaktiviert, und er stand mit herunter gelassenen Hosen vor den Wärtern. Glaub mir: Die verstehen bei sowas keinen Spaß.“ „Was wurde aus ihm?“, hakte Joachim nach.
„Keine Ahnung.“ Der Durchschnittliche zuckte mit den Schultern und arbeitete weiter. „Vielleicht schafft es einer alleine nicht, aber wenn wir uns zusammentun, könnten wir es schaffen.“ Der Dünne sah Joachim erschrocken an. „Sowas darfst du hier nicht einmal denken! Die kriegen dich sofort. Und wenn nicht, dann erwischen sie dich, wenn du durch die Stadt schleichst, oder spätestens an der U-Bahn-Station. Deine Aura verrät dich immer!“ Joachim nickte und stand auf. Der Dünne hatte Recht. Die Aura war das einzige, was ein Mensch nicht verändern konnte. Sie war so etwas wie der magische Fingerabdruck. Plötzlich hatte Joachim genug vom Unkraut. Da es noch hell war, durfte er sich auf dem Gelände frei bewegen. Missmutig kickte er einen Kiesel über das Kopfsteinpflaster. Wenigstens seine Abenteuerlust hatten sie nicht einsperren können.

Er streifte um die Häuser und spähte in Fenster. Als er direkt bei dem riesigen Gebäudekomplex nichts finden konnte, was ihn interessiert hätte, beschloss er, sich die anderen Bauten einmal näher anzuschauen. Eines der Häuser erregte ganz besonders seine Aufmerksamkeit. Von ihm ging eine starke magische Strahlung ab, obwohl das Haus so heruntergekommen wirkte, wie sonst keines in Garonn. Solch eine Strahlung konnte nur von blockierten Kräften ausgesandt werden. Joachim bekam eine Gänsehaut. In diesem Haus saß ein Häftling ein, der die Höchststrafe des Zirkels bekommen hatte. Etwas Schlimmeres, als die Kräfte blockiert zu bekommen, konnte sich Joachim

nicht vorstellen. Er stieß die Tür auf und trat zögernd in einen Flur. Immer wieder führten Türen in Räume, die leer standen. Papier und Staub bedeckte den Boden. Ähnlich sah es bei Abzweigungen des Flures aus. Nur der Hauptflur war peinlich genau gereinigt worden. Joachim folgte ihm und fand sich kurz darauf vor einer Tür wieder. Der Häftling hier musste sehr einsam sein.

Man gehörte nicht länger zum Zirkel, da man über seine Fähigkeiten nicht mehr verfügen konnte, doch man durfte auch nicht wieder auf freien Fuß gesetzt werden, da sich die blockierten Kräfte in der Aura stauten und den ehemaligen Magier irgendwann vernichteten. Der Gedanke, von seinen eigenen Kräften irgendwann von innen heraus verbrannt zu werden, ließ Joachim schaudern. Auch ihm würde dieses Schicksal blühen, wenn ihm die Flucht nicht gelang.
Draußen konnte er hören, wie die Gefangenen zum Abendessen gerufen wurden. Natürlich konnte er nun umkehren, sein Abendessen einnehmen, und hoffen, morgen noch einmal herkommen zu können. Er wusste, dass es vor dem Essen einen Appell gab und sein Fehlen auffallen würde.

Oft genug hatte er in den letzten sechs Monaten erlebt, wie Zauberer versucht hatten zu fliehen und beim Abendappell nicht erschienen waren. Wenn man sich unerlaubt von der Gruppe entfernte, und nicht bei der Zählung auftauchte, wurde das Gelände von den Wachen nach der Aurastruktur gescannt. Alle wurden aufgestöbert, als sie versuchten, sich auf dem Gelände zu verstecken. Bisher konnte niemand den Zaun überwinden. Seine Aufregung wuchs. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals und pumpte das Adrenalin durch seinen Körper. Doch was hatte er schon zu verlieren? Außer den fünfzehn Jahren in einer dreckigen Zelle. Er drückte die Tür auf und war erstaunt, als er sich in einem kleinen, hellen Zimmer wiederfand. Ein Bett stand an der Wand und durch die großen Fenster konnte man in den Garten hinaussehen. Im Bett lag eine alte Frau, die ihren trüben Blick zur Tür richtete, als Joachim eintrat. „Ah, Besuch", krächzte die Alte und verzog ihr faltiges Gesicht zu einem Lächeln. „Hast du die Glocken nicht gehört? Du wirst zu spät zu Appell kommen, und sie werden dich suchen."
Joachim nickte und schluckte schwer. „Ich wollte wissen, woher die starke magische

Strahlung kommt." „Nun", sagte die Alte, „Du hast die Quelle gefunden." „Was tun sie hier?", fragte Joachim weiter. Die Alte lachte. Dann schob sie die Decke beiseite, die ihren dürren Körper bedeckt hatte und hob einen Arm. Mit Erschrecken konnte Joachim erkennen, dass sie an das Bett gekettet war. „Das Gleiche, was alle hier tun. Ich sitze meine Strafe ab." Joachim war sofort klar, was es bedeutete: Die alte Frau wartete hier auf ihr Ende. Zumindest ein wenig wollte er sich mit ihr unterhalten, wenn er schon nichts für sie tun konnte.

„Ich suche einen Weg hier raus." Wieder lachte die Alte und erklärte: „Hast du schon die Geschichten gehört, dass ein Magier den Zaun überwinden und fliehen konnte?" Joachim nickte. „Nun, das ist schon sehr lange her. Viele, viele Jahre. Aber ich habe es geschafft. Aber kurz bevor ich die Stadt verlassen konnte, haben sie mich erwischt. Und ich wurde zu verschärfter Einzelhaft verurteilt. Seit dem nenne ich dieses Zimmer mein Eigen." Joachim konnte es nicht fassen. Der Magier, der Garonn überwunden hatte, war eine Magierin! Vielleicht würde sie ihm helfen, hier zu verschwinden. Vor Aufregung schnappte er nach Luft. Doch bevor er das Gespräch vertiefen konnte, schrillten die Alarmglocken des Gefängnistrakts los. Sie hatten sein Fehlen also inzwischen bemerkt. Es würde nicht mehr lange dauern, bis sie anfingen, das Gelände zu scannen. „Wie komme ich hier raus?", fragte er hektisch. „Gar nicht", lautete die Antwort und Joachims Verzweiflung wuchs. Wenn sie ihn hier erwischten, würde er nicht einfach mit einer Strafverschärfung davonkommen. Mal abgesehen davon, dass er sich bei dieser Frau in Lebensgefahr befand, würden die Wächter mit Sicherheit eins und eins zusammenzählen können. „Bitte", flehte er die Alte an. „Wenn sie es geschafft haben, sagen sie mir wie!" Die alte Frau kicherte und ließ die Ketten an ihren Armen rasseln. „Du kannst den Zaun nicht überwinden. Das ist unmöglich. Aber manchmal muss man den Blickwinkel ändern, um eine Lösung zu finden. Du weißt schon, kommt der Ochse nicht zum Berg, muss man den Berg vielleicht zum Ochsen bringen."

Joachim starrte die Alte missmutig an, und fragte sich, ob sie in all der Zeit der Einsamkeit vielleicht verrückt geworden war. „Du solltest durch das Fenster klettern. Dann ist

es nicht mehr weit bis zum Zaun. Außerdem kommen die Wärter gleich durch die Tür." Die Alte lächelte und deutete mit ihrer gefesselten Hand auf eines der Fenster, das einen Spalt breit aufstand. In diesem Moment ging Joachim ein Licht auf. Alles war so verdammt einfach, dass er keinen Gedanken daran verschwendet hatte.
„Haben sie tausend Dank. Ich werde zurückkommen und sie hier raus holen", versprach er, während er aus dem Fenster kletterte. Die Alte jedoch winkte ab. Joachim sprang, und landete wenig später auf dem kühlen Rasen. Plötzlich schlug ihm das Herz bis zum Hals. Seine Aufregung ließ ihm die Hände zittern. Als er den Zaun erreichte, hatten die Wachen bereits einen großen Teil des Areals gescannt. Wenn er jetzt zögerte, würden sie ihn erwischen. Er hob eine Hand und bereitete sich auf die kommende geistige Anstrengung vor.

Wenn es ihm nicht möglich war, den Zaun zu überwinden, musste der Zaun eben ihn überwinden. Das würde bedeuten, er musste ihn und das Gefängnis, das er umschloss, verschieben. Es war ein körperlich höchst anstrengender Zauber, Dinge allein durch die Kraft seiner Gedanken zu bewegen. Bei einem Gegenstand von der Größe Garonns war es quasi unmöglich. Joachim zerlegte die Bäume, Häuser, Zaun, Wachen, Gefangene und die Erde unter seinen Füßen in ihre atomaren Bestandteile. Die Konturen der Gebäude verschwammen, als er sich konzentrierte und das ganze Gefängnis um einen Meter nach hinten verschob. Er fühlte sich, als würde er versuchen mit reiner Muskelkraft einen Jumbojet auf die Startbahn zu schieben. Die Haupt- und Nebengebäude rutschten langsam von ihm weg. Schweiß perlte ihm von der Stirn und er glaubte schon, er würde es nicht schaffen. Doch kurz bevor ihn die letzte mentale Kraft verließ, setzte er die Atome wieder an ihren ursprünglichen Platz. Und als er sich entspannte, stand er außerhalb des Zauns und eine Woge der Erleichterung drohte ihn wie eine Flutwelle mitzureißen. Doch er war nicht der Einzige. Weiter hinten konnte er einen armen Kerl sehen, der sich auch in der Nähe des Zauns aufgehalten hatte, als Joachim das Gefängnis verschoben hatte.
Er glaubte den dünnen Magier zu erkennen, mit dem er über die Fluchtmöglichkeiten aus Garonn diskutiert hatte. Nun steckte er mitten im Zaun fest und schrie wie am Spieß. So viel Mitleid Joachim für diesen armen Kerl empfand, sorgte sein Geschrei

dafür, dass sich alle Aufmerksamkeit auf ihn konzentrierte. Da sich Joachim außerhalb des Zauns befand, blieb er somit vorerst unbemerkt.
Wachen und Gefangene gleichermaßen rannten zu dem Magier und versuchten den panischen Mann aus dem Zaun zu befreien. All seine Gefühle, die, wie er selbst auch, hinter diesem Zaun eingesperrt waren, brachen aus ihm hervor. Das Glück, es geschafft zu haben, überwältigte ihn, überschwemmte ihn und riss ihn mit sich. Schlagartig wurde ihm klar, was er getan hatte. Er war aus Garonn ausgebrochen. Er hatte das Unmögliche geschafft. Er war frei. Endlich!

Dann zupfte ein anderer Gedanke an seinem Bewusstsein: Er war aus Garonn ausgebrochen. Die Wärter würden ihn bei den Scans nicht finden. Sie würden den Alarm auslösen. Plötzlich erfasste ihn Panik. Er wollte nicht so enden wie die Alte, die ihm den Weg heraus gezeigt hatte. Er wollte nicht mit blockierten Kräften an ein Bett gefesselt werden und auf den Tag warten, an dem seine Kräfte ihn vernichteten.

Einen letzten Blick warf er auf das Magiergefängnis und sprintete dann die Straße hinunter. Er musste die U-Bahn erreichen, bevor sie dort Wachen aufstellen konnten. Doch er kam nicht weit. Wieder blieb er stehen und warf einen Blick auf das Gefängnis. Seine Euphorie wich einem schlechten Gewissen. Noch könnte er zurückgehen. Er konnte seine Zeit absitzen und dann als freier Mann das Gefängnis verlassen. In fünfzehn Jahren würde kein Magier und keine Wache ihn verfolgen, wenn er all das hinter sich ließ. Rannte er nun weiter, würden sie ihn für den Rest seiner Tage jagen.
Er fühlte sich hin und her gerissen zwischen den Möglichkeiten.

Hinter sich konnte er noch immer die Schreie der Wärter hören. Der Zwischenfall am Zaun würde ihm Zeit verschaffen. Er könnte völlig unerkannt zurückgehen. Doch dann sagte er zu sich: „Bist du wahnsinnig? Du bist frei! Jetzt lauf, so schnell dich deine Beine tragen, oder willst du für die nächsten fünfzehn Jahre in deiner Zelle verrotten?“
Dieser Gedanke machte ihm Beine. Er kannte sich in der Stadt, in der Garonn lag, nicht aus. Er wusste nicht, wo die U-Bahn-Station zu finden war. So rannte er atemlos an Häusern, Zäunen, Scheunen und Einfahrten vorbei. Inzwischen hatte es gedämmert.

Joachim dachte darüber nach, sich über Nacht irgendwo in der Stadt ein Versteck zu suchen, doch die panische Angst, dass auch hier die Häuser nach seiner Aura gescannt würden, machte ihm Beine. Er wollte die Stadt so schnell wie möglich verlassen. Sie konnten ja nicht die ganze Welt nach seiner Aura absuchen.

Sein Weg führte ihn bergab. Die Straßen waren schmal und unübersichtlich. Hinter jeder Ecke und in jedem Schatten vermutete er eine Wache. Er keuchte und schwitzte wie noch nie in seinem Leben. Euphorie und Angst trugen in seinem Inneren einen schrecklichen Kampf aus. Die Aufregung drohte zu viel zu werden. Es würde nicht mehr lange dauern und er würde in seiner Panik untergehen und Fehler machen.
Als er glaubte, sich weit genug vom Gefängnis entfernt zu haben, drückte er sich in eine dunkle Ecke, schirmte seine Aura so weit wie möglich ab und versuchte zwischen den Fluchtgedanken einen klaren Gedanken zu fassen.
Er hatte nicht erwartet, dass sich eine Flucht so anfühlen würde. Noch nie in seinem Leben hatte er etwas getan, das so aufregend war. Nie hatte er sich so lebendig gefühlt. Er konnte spüren, wie sein Herz und sein Puls raste. Und dann erwartete ihn der nächste Schock. Als das letzte Tageslicht erloschen war, hörte er weit oben auf dem Berg die Sirene losgehen. Seine Galgenfrist war vorbei. Adrenalin überflutete seinen Körper und rauschte in seinen Ohren.
Die Sirene bedeutete, dass sich die Wärter nun auf den Weg in die Stadt machen würden. Und zur U-Bahn. Joachim kletterte über eine Mauer und landete in einer verlassenen Einfahrt. Dort ließ er sich auf den Boden fallen und lehnte seinen Kopf gegen die Mauer. Für einen kurzen Moment gönnte er sich Ruhe. Er atmete mehrfach tief durch und kämpfte seine Panik nieder. Dann hatte er die Gelegenheit, sich in dem Hof umzusehen. Das Haus, das zu diesem Hof gehörte, war verlassen. Ein altes Bauernhaus. Joachim fragte sich, ob das seine Chancen, den Wächtern zu entkommen, verbesserte oder verschlechterte.

Ein altes Autowrack stand auf dem Hof. Die Reifen, die Windschutzscheibe und die Motorhaube fehlten. Als Fluchtfahrzeug fiel dieses Gefährt also aus. Doch dann fiel ihm etwas ins Auge, das ihm weiterhelfen konnte. Neben dem Auto, halb im

Schatten, lag eine hellblaue Mülltüte, aus der ein Ärmel heraushing. Schnell kroch er zur Tüte und fand dort tatsächlich Kleidung. Socken, eine Bluse, Damenstrümpfe, ein einzelner High-Heel, eine zerschlissene Jeans und einen Kapuzenpulli dessen Bund bereits geschimmelt war. Joachim zog die giftgrüne Sträflingskleidung aus und schlüpfte in Jeans und Pulli. Beides war ihm zu groß, doch mit Hilfe der Damenstrumpfhose bastelte er sich einen Gürtel und verbarg ihn unter dem Pullover. Nun fühlte er sich unwesentlich wohler. Die Kleider rochen muffig und waren klamm, doch damit würde er nicht so sehr auffallen. Blieb nur noch die Frage, was er mit den Sträflingskleidern anstellte. Er stopfte sie in die Mülltüte und deckte sie mit den anderen Kleidern ab. Dann stopfte er die Mülltüte unter das Autowrack. Hier würden sie die Kleider mit Sicherheit nicht finden.

Joachim kletterte zurück über die Mauer und blickte sich um. Dann joggte er weiter den Berg herunter. Er überquerte einen kleinen Platz und endlich sah er das Schild, das ihm die Freiheit versprach. Mittlerweile hatte er die Sirene weiter hinter sich gelassen. Er erkannte das große, weiße „U" auf blauem Grund. Doch als er um die nächste Ecke bog, erstarrte er. Vor der Treppe, die in die Tiefe führte, standen zwei Wachen aus Garonn.
Joachim huschte zurück und presste seinen Körper gegen eine Hauswand. Er wusste nicht, ob die Wachen ihn gesehen hatten. In seiner feuchten Kleidung fröstelte er und der muffige Geruch drehte ihm den Magen um. Dass er völlig verschwitzt und panisch war, half dabei nicht.
Er war kurz davor aufzugeben, und sich einfach zu stellen. Doch dann schoss wieder das Bild von der alten Frau durch seinen Kopf. Das regte erneut den Rebell in ihm. Nun, außerhalb der Schutzsiegel konnte er auf sein gesamtes magisches Potenzial zurückgreifen. Er drückte sich die Hände auf das Gesicht, erfühlte die Atome und verschob sie. Seine Haare wurden schwarz und die Frisur änderte sich zu einem Irokesenschnitt. Das ganze Gesicht wurde kleiner. Er änderte seine Augenfarbe, ließ sich buschige Augenbrauen wachsen und einige Piercings erscheinen. Dann gönnte er sich noch einen Drei-Tage-Bart und betrachtete anschließend sein Werk in einem Fenster.

Nun war er nicht mehr er selbst. Er setzte die Kapuze auf. Jetzt kam der komplizierte Teil. Die Wachen würden mit Sicherheit seine Aura scannen. Es gab zwar keine Möglichkeit, die Aura selbst zu verändern, doch man konnte sie mit Gefühlen überlagern und die Scanner damit verwirren. Wenn er nun noch ein wenig Glück hatte, würde er es damit schaffen. Sonst würde er enden, wie die alte Frau in Garonn.
Die Panik, die er bei der Flucht empfunden hatte, sperrte er in einen kleinen Bereich seiner Aura. Stattdessen zog er das Gefühl der Gleichgültigkeit so groß wie möglich. Das überzog seine schillernde, bunte Aura mit einem grauen Schatten. Doch das reichte ihm noch nicht. Die zweite Emotionsschicht, die seine Aura überzog, war eine freudige Erwartung. Er stellte sich vor, er wäre ein junger Punk, und würde nun zu seiner Freundin fahren. Er ließ zu, dass ihn die Erwartung auf spontanen Sex erfüllte. Er hoffte, dass das ausreichte.
Dann kam ihm erneut das Glück zu Hilfe. Aus einer Straße kamen mehrere Jugendliche, die lachend und schwatzend zur U-Bahn spazierten. Joachim schloss sich ihnen an. Vielleicht, so hoffte er, kontrollierten die Wachen bei den Jugendlichen nur oberflächlich. Mit klopfendem Herzen näherte er sich den Wachmännern. Er konnte fühlen, wie die Wachen einen magischen Scannerbereich eingerichtet hatten. Er überflog jeden, der die Station betreten wollte.

Doch damit nicht genug. Sie hatten ein Schutzsiegel auf den Boden gezeichnet. Als Joachim mit der Gruppe dieses Siegel überschritt, flackerte es auf. Für den Bruchteil einer Sekunde verlor er seine Tarnung. Ihm stockte der Atem. Doch die Wachen hatten die Veränderung nicht gesehen, da er immer noch die Kapuze hochgeschlagen hatte. Sie griffen statt ihm einen Jugendlichen auf, der mit ihm gemeinsam das Siegel überschritten hatte. Er tat überrascht, drehte sich zu den Wachen um und sah sie fragend an. Eine der Wachen sah in sein gepierctes Gesicht und scheuchte ihn mit einem unfreundlichen Befehlston weiter.
Joachim dachte, seine Knie müssten vor Erleichterung unter ihm nachgeben.
Nie hätte er gedacht, dass der stinkende, dunkle Gang, der tief in den Bauch der Erde führte, für ihn eines Tages die Freiheit bedeuten würde. Er fuhr mit der Rolltreppe in die Tiefe. Auch im U-Bahnschacht waren die Wachen unterwegs, doch sie hatten keine

Scanner. Joachim vermutete, dass die Wachen noch keine Zeit hatten, Siegel und Schutzzeichen zu installieren. Hier gab es nur die Gesichtskontrolle.
Er stellte sich an eine Säule und versuchte, möglichst wie ein gelangweilter Punk auszusehen, während er inständig hoffte, dass seine zitternden Knie nicht unter ihm nachgaben. Eine Wache näherte sich ihm. Joachim konnte die Spannung fast nicht ertragen. Tausend Fragen kreisten ihm durch den Kopf: Hatten sie ihn erkannt? Wo hatte er einen Fehler gemacht? Wie hatten sie seine Tarnung durchschaut? Die Wache blieb vor ihm stehen und riss ihm mit einem Ruck die Kapuze vom Kopf.
„Hey, was geht'n?", konnte er zwischen seinen vor Furcht zusammengepressten Kiefern herauspressen. Die Wache, ein hochgewachsener Mann mit verkniffenem Gesicht musterte ihn ausgiebig, ehe er sich zu einer Antwort herab ließ. „Wir vermissen einen Häftling aus Garonn. Du hast ihn nicht ganz zufällig hier rumschleichen sehen?", zischte der Polizist misstrauisch.

Jetzt hieß es, trotz wildem Herzklopfen und aufsteigender Panik, in der Rolle bleiben.
„Gar nichts hab' ich gesehen! Aber haste nich' ma'n Silberling? Würd' mir gerne was zu essen kaufen." Der Blick der Wache blieb an dem schimmeligen Pullover hängen. Joachim konnte sehen, wie er sich seine Hände an der Uniform abwischte. Die Wache ekelte sich also vor ihm. „Der Mann ist gefährlich", mahnte der Wachmann. „An deiner Stelle würde ich heute Nacht nicht unter freiem Himmel übernachten." Joachim nickte. „Werd ich schon nicht, Meister."

Er hob die Hand an die Stirn, um den Wachmann zu grüßen, und hoffte, er würde ihn jetzt in Ruhe lassen. Er war sich sicher, dass ihn die Aufregung noch umbringen würde. Er blickte zur Anzeigetafel während sich der Uniformierte langsam von ihm entfernte um die Jugendlichen zu kontrollieren. Noch vier Minuten würde er dieses Martyrium ertragen müssen, bevor die nächste U-Bahn auf diesem Gleis einfuhr. Joachim hatte das Gefühl, als würden diese quälenden Minuten nie vergehen.
Er beobachtete die Wachen aus den Augenwinkeln, bis schließlich der muffige Windstoß die Ankunft der U-Bahn ankündigte.

Der große Zug hielt und öffnete zischend die Türen. Massen von Menschen ergossen sich auf den Bahnsteig. Joachim stapfte zitternd zur Bahn. Er quetschte sich durch die Menschenmassen ins Innere und wartete. Seine Anspannung wuchs ins Unermessliche.

Dann, nach einer halben Ewigkeit, schlossen sich die Türen mit einem leisen Zischen. Joachim hatte es endlich geschafft.

Gezeitenwechsel

von Nathalie Wojta

Kalt. Das eisige Wasser des Flusses zehrte erbarmungslos an Meguieras Kräften. Ihre Finger waren kaum mehr in der Lage, den leblosen Körper ihres Bruders weiter an sich zu pressen. Schnaufend drückte sie sich aus dem Wasser, um sich zu orientieren. Das rechte Ufer schien näher, als das zu ihrer Linken und so mobilisierte die junge Frau ihre Reserven. Nach wenigen kräftigen Zügen gegen die schwache Strömung berührten ihre Füße den schlammigen Untergrund des Gewässers.

„Halte durch, Rio. Stirb mir bloß nicht weg", keuchte Meg und stemmte sich gegen den rutschigen Morast. Nach einer Ewigkeit hatte sie es endlich geschafft, sich und das schlaffe Bündel in ihren Armen aus den dunklen Fluten zu hieven.

Vorsichtig legte sie Rioneras zu Boden und ließ sich zitternd neben ihn fallen. Erschöpfung färbte ihre sonst braunen Augen orange, während diese im silbernen Mondschein die regungslose Gestalt vor sich musterten. Die Schnittwunde über dem rechten Auge ihres Bruders blutete immer noch, war aber nicht lebensbedrohlich. Die an seinen Beinen und dem linken Oberarm mussten verbunden werden, aber zum Glück war dort keine Arterie verletzt worden. Größere Sorge bereitete der jungen Frau sein rechter Unterarm, der inzwischen eine ungesunde, dunkle Färbung angenommen hatte. Schlimmer noch, sie breitete sich bereits auf den Oberarm aus.

Auf der Flucht vor ihren Häschern hatte Rio dort ein kleiner, federgeschmückter Pfeil getroffen. Sie hatten es erst bemerkt, als er plötzlich zu schwanken begonnen hatte. Augenblicklich hatten sie die Waffe entfernt, seinen Arm abgebunden und versucht das Gift herauszusaugen. Der Zustand des 13 Winter zählenden Kronprinzen der Blutdrachen hatte sich trotz dieser Vorsichtsmaßnahmen rasch verschlechtert, bis er schließlich zu Boden gegangen war.

Sein Flehen, ihn zurück zu lassen, hatte Meg ignoriert. Sie hatte ihn zum Fluss geschleift und sich dort der Strömung übergeben. Sie konnte nur hoffen, die Attentäter auf diese Weise von ihrer Spur abbringen zu können.

„Ich kann nicht ohne dich den Thron übernehmen, du Idiot! Außer dir kann ich

keinem trauen, also wage dich nicht, mich alleine zu lassen." Die drei Winter ältere Kronprinzessin legte ihre Hand auf das blasse Gesicht und fluchte leise, als sie die Wärme bemerkte. Erneut musterte sie den dunklen Arm und biss sich auf die Unterlippe. Für einen Moment schloss sie die Augen und atmete tief durch, ehe sie energisch ihren Langdolch zog. „Verzeih mir, Bruder." Sie fühlte in sich hinein und berührte mit ihren Gedanken die kühle Magie, die durch ihren Körper floss. Augenblicklich umhüllten schwarze Flammen das blanke Metall der Klinge.
Meg öffnete ihre Raubvogelaugen und fixierte Rios Oberarm. Tief luftholend ergriff sie das Heft des Dolches mit beiden Händen und hob ihn über ihren Kopf. Die Magie schärfte nicht nur die Waffe, sondern würde die Wunde gleichzeitig zubrennen. Sie sollte den Arm auf diese Weise mit einem Schlag abtrennen können und den Blutverlust minimieren. „HALT!"

Meg zuckte ob der fremden Stimme zusammen und warf sich schützend über ihren Bruder. Ihre Augen suchten hastig das dunkle Unterholz ab, bis sie an einer kleinen Gestalt hängen blieben. Ein Mädchen, mit zusammengebundenen Haaren von der Farbe frisch gefallenen Schnees und Augen in dem das gesamte Grün eines Frühlingswaldes zu wohnen schien, stand dort, beide Hände erhoben.
„Wer bist du?", zischte die Prinzessin und richtete die Klinge auf das zierliche Wesen. Seine dunkle Lederkleidung lies es fast mit dem Hintergrund verschmelzen und hätte es die Kapuze nicht abgenommen, Meg hätte sie sicher übersehen. An dem Gürtel des Mädchens erkannte die junge Frau eine Waffe sowie mehrere Beutel.
„Mein Name ist Nuriestrataleati und ich..." „Leati? Sagtest du Leati?" Meg kniff die Augen zusammen und musterte die Fremde. Mit dem schneeweißen Haar, der sandfarbenen Haut und den intensiv gefärbten Augen war sie unverkennbar ein Mitglied des Bergvolkes. Einer menschlichen Rasse, die gewöhnlich auf den verschneiten Wipfeln der Gebirge lebte. Seit sie sich der feindlichen Rebellenallianz der Iria-Sha angeschlossen hatten, waren sie immer öfter in den Tälern anzutreffen. Aus ihren Reihen stammten die fähigsten Heiler und insbesondere der Blutlinie der Leatis wurden Wunderkräfte nachgesagt. Das Mädchen nickte, die Augen ruhig auf Megs Gesicht gerichtet. Die junge Frau konnte keine Furcht in ihnen erkennen, lediglich Entschlos-

senheit. Ohne den Blick von ihr zu nehmen, erhob Meg sich. „Her mit deiner Waffe und all deinen Sachen!", befahl sie. Rasch kam die Kleine mit dem unaussprechlichem Namen der Aufforderung nach und warf ihr gesamtes Hab und Gut in die Richtung der Kronprinzessin.

„Komm her und hilf ihm. Versuchst du eine Dummheit, wirst du qualvoll sterben, das versichere ich dir!" Die Hände immer noch erhoben, eilte Nurie an Rios Seite und kniete sich vor ihm hin. Rasch tastete sie nach seinem Puls, befühlte sein Gesicht und beugte sich über den vergifteten Arm.
Als sie vorsichtig das Gewebe berührte, stöhnte der Verletzte leise auf.
„Heile ihn endlich!"
„Ich muss erst wissen, was ihn vergiftet hat, sonst kann ich den Effekt nicht aufheben. Auf welche Art wurde das Gift appliziert? War es eine Klinge oder ein Pfeil?" Die Heilerin blickte nicht auf, sondern schnupperte am vergifteten Fleisch. Meg spürte, wie die Angst um das Leben ihres Bruders und die Wut über diese langsame Behandlung immer mehr Besitz von ihr ergriffen. Sie gab sich keine Mühe, die Regungen aus ihrer Miene zu verbannen. Sie wusste, dass die Fremde all diese Gefühlsregungen in ihren Augen würde sehen können. Rot für Wut, blau für Angst. Der Fluch ihres Volkes: Jede Schwäche lag direkt auf dem Präsentierteller. „Wenn du ihn sterben lä..."
„Er wird sterben, wenn Ihr weiter kostbare Zeit mit Diskutieren verschwendet!"

Die vorher sanfte und beruhigende Stimme der Fremden hatte einen scharfen Unterton angenommen, den Meg einem so jungen Ding nicht zugetraut hatte. Sie spürte, wie sie die Finger fester um das Heft ihres Dolches schloss und unterdrückte den Impuls, diesem impertinenten Wesen Manieren beizubringen. Sie zwang sich, ihren Griff zu entspannen und tastete in ihrer ledernen Gürteltasche. Den großen Drachen sei Dank, hatte sie daran gedacht, den Pfeil zu behalten. Sie warf dem Mädchen, das sein Ohr gerade auf Rios Brust drückte und angestrengt lauschte, ein kleines Stoffbündel zu. „Sieh selbst." Nurie richtete sich auf und griff nach dem Päckchen zu ihren Füßen. Sachte wickelten ihre zierlichen Hände, deren Fingerspitzen dunkle Flecken aufwiesen, die Waffe aus. Drei Federn waren am Holz befestigt: eine dunkle, eine graue und eine

weiße mit braunen Tupfen. Vorne ragte ein schmaler Metalldorn heraus. Eine unscheinbare Waffe mit angsteinflößender Wirkung.
Das Mädchen betrachtete sie mit gerunzelter Stirn im Mondlicht und berührte schließlich mit ihrer Zunge vorsichtig die metallene Spitze. Sie spuckte zu Boden und nickte: „Silbermondkraut." Meg erschauderte. Sie kannte das Gift, denn es gehörte zu denen, gegen die sie keine Resistenzen aufbauen konnten. Es führte zu Bewusstseinsverlust und Lähmung sowie einem Absterben des Gewebes. Ein Abtrennen des Armes hätte Rioneras nicht gerettet, dies vermochte nur das Gegengift. „Kannst du ihn heilen?"
Nurie blickte zu Meg und nickte mit ernster Miene. Die junge Frau spürte, wie die Erleichterung ihre Knie weich werden lies. „Würdet Ihr mir bitte unterdessen aus meiner schwarzen Ledertasche die Tonphiole mit dem Pfeilsymbol reichen? Es ist zwar nicht das direkte Gegengift, aber es wird die Heilung unterstützen."
Das Mädchen nicht aus den Augen lassend, trat die Prinzessin an die Taschen heran und fand auch bald das Fläschchen, von dem die Andere gesprochen hatte. Sie legte es in die bereits ausgestreckte Hand.

„Es wird wahrscheinlich brennen. Besser, Ihr haltet ihn an den Schultern fest." Meg zögerte einige Herzschläge. Auf diese Weise würde sie ihre Deckung verlieren. Wenn das Mädchen dann einen Angriff wagte, war sie dem ausgeliefert. Andererseits war Nurie so zierlich, dass sie wahrscheinlich keinen Gegner für die durchtrainierte Thronerbin der Blutdrachen darstellte.
Die junge Frau kniete nieder, legte den Langdolch zu Boden und stemmte ihre Arme auf Rios zitternde Schultern. Er stöhnte und wimmerte leise bei ihrer Berührung. Geräusche, die ihr wie Dolche ins Herz schnitten. Bitte, beim großen geschuppten Vorfahren, er durfte nicht sterben. „Gut." Nurie entkorkte das Fläschchen und nippte einmal dran. Meg sah sie spülen und ausspucken, ehe sie das Gefäß an Rios Lippen setzte. Ein beißender, bitterer Geruch ließ seine Schwester zurückschrecken, während Nuries Hand ihn davon abhielt, das Gebräu sofort auszuspucken. Er bäumte sich gegen Megs Griff auf, doch beide Frauen waren unerbittlich.
Der restliche Inhalt landete auf der Wunde und die Thronerbin musste ihre gesamte Kraft darauf konzentrieren, ihren Bruder am Boden zu halten. „Rio, es ist alles

gut. Gleich wird dir geholfen. Es wird dir bald besser gehen", redete sie eindringlich auf den Verletzten ein. Aus dem Augenwinkel beobachtete sie, wie die Weißhaarige nun beide Hände auf den vergifteten Arm legte. Ein kühles Leuchten ging plötzlich von den Fingern aus und drang in das dunkle Gewebe ein. Im selben Moment hörte ihr Bruder auf, sich zu bewegen und ein Seufzer kam über seine Lippen. Megs Herz verkrampfte sich vor Furcht, bis sie erkannte, dass sein Brustkorb sich noch hob und senkte.
Ihr Blick glitt zurück zu der Heilerin, die mit angestrengter Miene auf ihre Hände starrte. Unter ihren Fingern vertrieb die Heilmagie die Verfärbung langsam und legte sich, einer Decke gleich, über den zitternden Körper am Boden. Megs Welt schrumpfte auf die drei Anwesenden zusammen. Sie bemerkte nicht, wie ihr Körper inzwischen heftig schlotterte und ihre Arme sich schmerzhaft verkrampft hatten. Sie konzentrierte sich nur auf den sich langsam verbessernden Zustand ihres Bruders. Rios Miene entspannte sich schließlich und mit einem weiteren Seufzer schlief er ein. Nuries Gesicht hingegen war angespannt und ausgezerrt. Schließlich schloss sie die Augen und das Leuchten verschwand. Die zierliche Gestalt wankte etwas und atmete schwer, doch lag ein triumphierendes Lächeln auf ihren Lippen.
„Er ist also wieder gesund?" Meg registrierte erschrocken, dass das Klappern ihrer Zähne den Satz nahezu unverständlich machte. Mit einem Mal brachen Kälte und Erschöpfung über sie herein und auch sie hatte Probleme, sich aufrecht zu halten. „Nurie, die Verfolger der Zwei nähern sich." Wie aus dem Nichts stand auf einmal die schlanke Gestalt einer Elfe am Rande des Buschwerkes. Erschrocken wollte Meg zu ihrem Dolch greifen, doch ihr Arm gehorchte nicht. Eine Falle, es war eine verfluchte Falle.

„Ruhig, bitte beruhigt Euch. Seris ist meine Beschützerin und wird weder Euch noch Eurem Bruder etwas tun. Warum hätte ich mir sonst die Mühe machen sollen, ihn zu heilen?" „Vielleicht, weil wir ein perfektes Druckmittel sind", fauchte Meg und versuchte ihre Magie zu aktivieren. Kopfschmerzen waren die einzige Antwort, die sie bekam. Warum jetzt? Wie hatte sie nur so naiv sein können?
„Damit dieser sinnlose Krieg weiter geht?" Nurie schüttelte den Kopf und drehte sich zu der Elfe um. „Könntest du dich bitte um die Verfolger kümmern, Seris? Diese beiden sind in keiner Verfassung mehr zu fliehen oder gar zu kämpfen. Ich möchte meine Kraft

nicht verschwendet wissen." Die katzenartigen Augen der fremden Frau begegneten kurz Megs, die den Blick trotzig erwiderte.
So plötzlich wie die Elfe erschienen war, war sie wieder verschwunden. Meg konnte sie nicht einmal mit ihren magischen Sinnen wahrnehmen. Die Heilerin musterte sie inzwischen ruhig und beugte sich langsam vor, eine Hand ausgestreckt. Die Ältere wollte zurückweichen, doch fiel ihr Körper nur zitternd nach hinten. Sie versuchte erneut nach ihrem Dolch zu greifen, nur um frustriert festzustellen, dass ihre Hände immer noch den Dienst versagten. „Ich werde Euch nichts tun. Auch Ihr seid verletzt und ich möchte Euch nur helfen." „Natürlich, nur lebende Geiseln sind gute Geiseln."
Nurie seufzte und rutschte näher an die am Boden liegende Frau heran. „Geiseln sind schlechte Verhandlungspartner für eine funktionierende Allianz." Mit diesen Worten berührten die kühlen Hände der kleinen Frau Megs Stirn und die Welt wurde mit einem Schlag schwarz und still.
„Meg? Meg bitte öffne deine Augen!" Rios Stimme drang leise zu ihr durch. Rio! Er lebte? Meguiera kämpfte gegen die Müdigkeit und zwang ihre Augenlider, sich zu öffnen. Das helle Sonnenlicht blendete sie augenblicklich, sodass sie stöhnend blinzelte. „Glänzende Schuppen, du lebst. Du lebst", seufzte ihr kleiner Bruder und versuchte vergeblich ein Schluchzen zu unterdrücken. „Hey, mein zukünftiger Vertreter ist keine Heulsuse", brummte Meg und richtete sich mühsam auf.

Neben ihr kniete die heruntergekommene, aber lebendige Gestalt Rioneras und wischte sich übers Gesicht. „Ich weine nicht!" Lächelnd hob seine Schwester die Hand und tätschelte, ihn eindringlich musternd, seinen Kopf. Sein Arm hatte wieder eine gesunde Färbung angenommen. Seine Wunden waren allesamt verschwunden. Wären nicht die zerrissene Kleidung und der ganze Schmutz an ihm gewesen, hätte sie die Begegnung der letzten Nacht für einen Traum gehalten.
Nachdem sie sich erleichtert vergewissert hatte, dass es ihrem Bruder gut ging, sah Meg sich um. Sie lag an derselben Stelle, wo sie Rio aus dem Wasser geschleppt hatte. Über ihr lag eine dünne, orangerote Decke, die seltsamerweise die angenehme Wärme eines Lagerfeuers ausstrahlte. Ansonsten gab es keinen Hinweis, dass noch wer anwesend war. „Ich nehme an, die kleine Bergvolkheilerin ist nicht mehr hier."

Die dunklen Augen ihres Bruders färbten sich vor Verwunderung silbern, als er den Kopf schief legte. „Bergvolk? Warum sollten die uns helfen? Die sind doch unsere Feinde, oder?“ „Und doch hat uns beiden gestern ein kleines Mädchen mit weißen Haaren und grünen Augen das Leben gerettet.“ „Warum haben sie uns dann hier in Freiheit gelassen?“ Anstelle einer Antwort, fragte Meg Rio, ob er laufen könne. Dieser biss die Zähne zusammen und nickte bestimmt.
„Guter Junge.“ Seine Schwester erhob sich langsam, ohne sich die zitternden Knie anmerken zu lassen. Ihr Dolch lag unweit von ihr am Boden und als sie ihn aufhob, gewahrte sie eine kleine Pergamentrolle. Misstrauisch griff sie danach und öffnete das Schriftstück. „Was hast du da?“ „Einen Hinweis, dass wir die Leichen der Attentäter südlich von hier finden und südöstlich bereits Truppen nach uns suchen“, las die Prinzessin vor und runzelte die Stirn. Ihr Bruder stand plötzlich neben ihr und griff nach ihrer Hand. Sie brauchte den blauen Glanz in seinen Augen nicht zu sehen, um seine Angst zu bemerken. „Das ist bestimmt eine Falle“, murmelte er.

Meg drückte die kalte Hand kurz beruhigend und sah an sich herunter. Auch ihre zahlreichen Schnitte und Prellungen waren vollständig verschwunden. Sie fühlte sich nicht mal erschöpft. Die kleine Heilerin mit dem unaussprechlichen Namen hatte ganze Arbeit geleistet. „Ich denke nicht. Warum hätten sie sich sonst die Mühe machen sollen und uns nicht sofort getötet? Komm, wir gehen erst nach Südosten, damit sich Vater keine Sorgen mehr macht“. ~ Geiseln sind schlechte Verhandlungspartner für eine funktionierende Allianz.~ Nuries letzte Worte kamen der Kronprinzessin ins Bewusstsein und sie konnte ein bitteres Lachen nicht unterdrücken.
Eine Allianz mit den Iria-Sha? Nach allem, was die Blutdrachen ihnen in der Vergangenheit angetan hatten, glaubte die Thronerbin kaum, dass es jemals so weit kommen würde. Manche Wunden konnten von keiner noch so talentierten Heilerin wieder geschlossen werden.

Hundstag!

von Sophie-Marie-Green

Früh am Morgen war es. Woher kam diese Gewissheit?
Doch… ich war mir sicher, die Sonne ließ gerade erst am Horizont ihr erstes Glimmen erahnen. Warum ich davon so überzeugt war? Ich wusste es nicht – aber ich war es einfach. Vielleicht lag es am Gezwitscher der Vögel vor dem Schlafzimmerfenster oder an den nervtötenden Geräuschen, die ich nun von der Müllabfuhr vernahm, die schon in Herrgottsfrühe ihren Dienst verrichteten. Auch der Duft des Kaffees aus der Küche ließ erahnen, dass es nun bald Zeit zum Aufstehen sein würde.
Ich versuchte mich noch einmal umzudrehen, stellte dabei aber mit geschlossenen Augen fest, dass mein Bauch über Nacht wohl um ein ganzes Stück nach vorne gewachsen sein müsse, denn irgendwie war er mir dabei im Weg. Der Döner gestern Abend, der war´s bestimmt gewesen, den hätte ich besser bleiben lassen sollen.
Schon wollte ich nach meiner Decke greifen, um sie mir in den letzten wohlverdienten Minuten über die Ohren zu ziehen, da stellte ich fest, sie war nicht da! Überrascht blinzelte ich mit schläfrigen Augen Richtung Fußende, um nach ihrem Verbleib zu forschen. Doch da war keine Decke. Ach, stimmte ja, war ich doch über Nacht auf Fortbildung in einem Jugendhotel und dementsprechend gestern reichlich spät erst in die Horizontale gesunken. Natürlich war da also nicht das zu erwartende Fußende meines Bettes, aber auch nicht das des Jugendhotels!
Nein, ich sah ÜBER mir MEIN Bett und abwärts meines Körpers braunes Fell, welches meinen Körper bedeckte, der wiederum auf der erst vor wenigen Tagen erworbenen Hundeschlafdecke lag! – Sofort schloss ich ganz fest meine Augen, schüttelte meinen Kopf und blinzelte vorsichtig ein zweites Mal.

Doch das Ergebnis blieb dasselbe: Ich erblickte anstelle meines Körpers, der gestern Abend noch in einem schwarzen Frottee-Schlafanzug gesteckt hatte braunes, langhaariges Fell. Naja, vielleicht eher zimtfarben. War eigentlich auch egal, ich wollte kein Fell sehen, ich wollte MICH sehen! Mich, eine junge Frau, Anfang zwanzig, eher klein und zierlich, mit ein paar kleinen Rettungsringen an den Hüften - aber doch nicht

das hier! Ich wagte einen dritten Versuch, schloss meine Augen, und führte meine vermeintlichen Hände in ebendiese Richtung, um mir dort erst einmal gründlich den Schlaf herauszureiben. Leider trogen mich all meine Erwartungen. Ich führte PFOTEN Richtung Kopf… Völlig verschreckt musste ich einsehen, dass mit mir irgendetwas passiert war…

Ein jammervolles Jaulen entwich meiner Kehle. Ich versuchte aufzustehen, was in der Überfülle an Beinen nicht gerade einfach war. Vorsichtig setzte ich meine Pfoten nacheinander auf den Boden, um mich vorwärts zu bewegen. Wider Erwarten geschah dies besser, als ich dachte. Dank der nur angelehnten Schlafzimmertür konnte ich mit meiner Schnauze einen Durchgang schaffen, um meinen Weg Richtung Küche fortzusetzen.

Dort saß mein Mann am Küchentisch. Wedelnd lief ich ihm entgegen. Und innerlich schüttelte ich den Kopf: Woher wusste mein Hundekörper nur, wie die Sache mit dem Schwanz wedeln funktioniert? Aber meine Bemühungen waren auf jeden Fall insofern erfolgreich, dass mein Mann sich sofort zu mir herunter beugte und mich mit einem liebevollen „Na, du bist ja auch endlich wach!" kräftig hinter den Ohren kraulte. Oh, das war ja mal eine ganz neue Erfahrung des Austausches an Zärtlichkeiten; daran hätte ich mich glatt gewöhnen können. Ach, du jeh, jetzt fing ich auch schon an, wie ein Hund zu denken.

Frustriert versuchte ich meinem Mann zu erzählen, was mich an diesem furchtbaren Morgen schon so alles geschockt hatte, doch mehr als Jaulen, Knurren, Bellen und ähnliche hundetypische Geräusche schien ich nicht von mir gegeben zu haben. Peter griff schon nach der Leine und beeilte sich, sie mir am Halsband zu befestigen und mich mit einem überraschten „Du scheinst es ja heute morgen wirklich dringend nötig zu haben!" Richtung Haustüre zu ziehen. Mürrisch trottete ich hinter ihm her. Natürlich drückte auch meine Blase, aber mein Darm verlangte nun langsam auch nach Entleerung. Nur wo? Die Lösung zeigte sich recht bald - das konnte er mir doch nicht antun! Ich konnte doch nicht hier auf der Hundewiese vor allen anderen Hunden und vor allen Dingen vor den Hundebesitzern meine Morgentoilette verrichten! Ich hatte ja noch nicht einmal Taschentücher dabei! Wie sollte ich mich abputzen? Peter schaute mittlerweile immer wieder leicht gestresst auf seine Armbanduhr. Dann

versuchte er mich zu animieren, mir doch endlich einen Platz auszusuchen, an dem ich mein „Häufchen" setzen könnte. Flehend schaute ich ihn an, doch wieder hing sein Blick nur an der Zeit. Vor mir baute sich ein Hovawart auf. Den kannte ich, zwei Häuser weiter nervte er die ganze Nachbarschaft mit seinem lautstarken Gehabe. „Na, Süße, bist du neu hier? Wenn du schön lieb zu mir bist, dann werden wir zwei noch gut miteinander auskommen!" Und ich schwöre, Hunde können zwinkern! Empört schnappte ich nach Luft. Aus Ermangelung an Schlagfertigkeit drehte ich mich um und setze meinen nun endlich so dringend gewordenen Haufen unmittelbar vor seine Nase! „Hier hast du meine Antwort!", feixte ich noch und gab Fersengeld. Mein „Herrchen", unendlich erleichtert, dass ich nun endlich fertig schien, folgte mir postum, ohne sich um das wütende Gebell des Nachbarhundes zu kümmern.

Auf dem restlichen Heimweg entledigte ich mich noch meines Blaseninhaltes und hatte für den Rest des Tages für meine Begriffe genug neue Erfahrungen gemacht. Nachdem Peter mich zurück in die Wohnung gebracht, mir liebevoll über den Rücken gestreichelt hatte und mich dann gen Arbeit verließ, trottete ich erschöpft Richtung Hundedecke, auf der jetzt eigentlich die Hündin liegen sollte, die wir vor einer Woche aus dem Tierheim geholt hatten.
Ein Blick in den Schlafzimmerspiegel bestätigte meine schlimmsten Befürchtungen: Ich war sie, oder besser gesagt, irgendwie war ich in ihren Körper gelangt. Müde trugen mich meine Beine noch Richtung Schlafstätte. Ein letztes Mal mobilisierte ich all meine Kräfte und sprang aufs Bett. Dort vergrub ich meine Schnauze unter Peters Schlafanzug und wünschte mir nur sehnlichst, ich wäre wieder ich. Zusammengerollt empfing ich den folgenden Schlaf freudig. Später würde ich weitersehen.

Sanft weckte mich das Meeresrauschen meines Handys, welches ich als Weckfunktion eingestellt hatte. Ich sprang aus dem Bett und wäre fast vorne rüber gefallen: Ich stand wieder auf zwei Beinen! Mein Spiegelbild im Jugendhotel lächelte mit meinem Gesicht zurück und auch die kleinen Rettungsringe an den Hüften freuten mich das erste Mal seit ihrem Erscheinen. Flugs packte ich meine Sachen, verabschiedete mich von der etwas überraschten Fortbildungsveranstalterin mit der Aussage, ich müsse die Weiter-

bildung abbrechen, weil ich plötzlich viel zu krank sei, um sie fortzuführen und raste mit meinem kleinen Fiesta mit Rückenwind und größtmöglichem Heimweh über die Autobahn Richtung Heimat.

Zuhause angekommen erwartete mich schon schwanzwedelnd unsere Hündin Leika und mein doch etwas überrascht aussehender Mann. Lachend und weinend fiel ich ihm in den Arm und stammelte nur was von schrecklichem Heimweh und furchtbaren Alpträumen. Denn die Wahrheit hätte ich ihm ja kaum sagen können, oder?

Leika hab ich es dann am nächsten Morgen erzählt, als wir beide noch ein bisschen im Bett gekuschelt haben. Und ich bin mir sicher, sie hat mit dem Kopf genickt, so als wolle sie mir sagen: „Ich weiß! Das kenne ich!"

Ich – der Held

von Tanja Kummer

Er war ein Held. Als solchen bejubelte das Volk ihren jüngsten Prinzen. Er sah das anders. Seine Brüder waren welche gewesen. Sie hatten für das Königreich ihres Vaters gekämpft und wurden vom Krieg verschlungen. Er hatte noch keine Schlacht geschlagen und trotzdem sollte er nach über hundert Jahren Krieg den Frieden bringen. Zusammen mit seiner Eskorte war er auf dem Weg zur Front. Zum letzten Gefecht. Die Kasernen der Kriegstreiber waren so leer wie die Schatzkammern des Reiches. Darum hatte sein Vater ihn, den ungeliebten, jüngsten Sohn, im Austausch für einen Friedensvertrag an den feindlichen König verschachert.
Ihr Gegner, König Argyle, war ein grausamer Mensch. Man munkelte düstere Geschichten über ihn und sein Bündnis mit den Drachen. Seine Söhne waren kampferfahrene, gewissenlose Heerführer. Seine einzige Tochter sollte ein arglistiges und hässliches Biest sein. Doch für den Frieden war ihre Vermählung miteinander vereinbart worden.
Er stammte aus einer Dynastie stolzer Berserker. Kampf und Krieg lagen ihm im Blut. Aber statt Heldentaten schlagen zu dürfen oder in der Schlacht mit Ehre zu sterben, musste er heiraten. „Prinz Duncan, gleich seht Ihr das Tal", sagte sein Truppführer Gregor.

Sie erreichten die Kuppe des Bergkammes und verhielten ihre Pferde. Unter ihnen erstreckte sich die Steppe, welche die Grenze zwischen den Ländern markierte. Ein gelbes, felsiges Ödland aus unfruchtbarer Erde. Am Fuße des Berges lagerte ihre Armee. Jenseits der Steppe, am Rande eines Kiefernwaldes, entdeckte er die Zelte von König Argyles Heer. Dahinter sah Duncan bestellte Felder, glitzernde Seen und Laubwälder. Tiefer im Land erhoben sich grüne Berghügel, die zu riesigen Gebirge anwuchsen, dessen Spitzen von Schnee bedeckt waren. Der Anblick war atemberaubend schön. Trotzdem schnürte der Schmerz des Verlustes seine Brust zu, denn vor ihm lag das verhasste Exil. So vertieft begriff er nicht sofort, was geschah, als sich ein Schatten über seine Eskorte legte. Dann regnete es Feuer.

Er war umgeben von Schreien, Panik und Hektik. Gregor drängte ihn mit seinem Pferd aus der Gefahrenzone. Er machte eine Geste zum Wald, aus dem sie gekommen waren. „Zurück, Sire. Rasch, sucht Schutz", brüllte sein Truppführer. Gregor riss sein Schild hoch, ehe er sich dem Feind stellte. Duncan starrte vor sich auf das Gefecht. Mit diesem Angriff verstieß König Argyle gegen ihren Waffenstillstand. Männer starben, während sie den Prinzen vor dem Drachen schützten und er sollte sich, wie ein Angsthase, im Wald verstecken? Sicher nicht. Dies war seine Gelegenheit, als Held für sein Land einen Sieg zu erringen oder ehrenhaft den Tod zu finden.

Er spürte, wie sein Blut in Wallung geriet und pure Kampfkraft durch seine Adern rauschte. Duncan griff das Schild mit der Linken, die Armbrust mit der Rechten und ritt in den Kampf. Der Drache war kleiner als in den Erzählungen. Sein Panzer strahlte ungewöhnlich silberfarben, beinahe weiß. Dazwischen schimmerten blaue Schuppen wie Saphire, während er wendig und elegant durch den Himmel schnellte.

Duncan hatte keinen Blick für die Schönheit der kaltblütigen Kreatur. Er sah viele seiner Männer verletzt oder tot am Boden liegen. Die wenigen Anderen kämpften tapfer. Doch das bösartige Tier wich dem Beschuss geschickt aus. Duncan hob die geladene Armbrust, berechnete die Flugbahn und schoss. Sein Bolzen traf das Ziel und bohrte sich in die Schulter des Geschöpfes.

Ein Schmerzensschrei erklang, der Duncan durch Mark und Bein ging. Der Drache verlor jede Eleganz und stürzte fast zu Boden, was sein Ende gewesen wäre. Nun gewann er wieder an Höhe, zischte wütend und entließ seinen Feueratem auf Duncan und seine Männer. Dann floh er. Duncan, dadurch geschützt, dass er sich etwas abseits des Getümmels hielt, lenkte sein Pferd hinter dem Drachen her. Zurück in den Wald. Über Stock und Stein. Tiefer hinein. Stunde um Stunde. Niemals verlor er sein Ziel aus den Augen, dass schwächer wurde und schließlich landete.

Er schlich sich an die Waldquelle an, wo der Drache lag und mitleiderregend weinte. Mit seinem Maul versuchte er, an den Bolzen zu kommen, um ihn aus der Wunde zu ziehen, doch es gelang ihm nicht. Duncan zog sein Schwert und stürmte brüllend los. Sein Blut rauschte im Fieber der Mordlust. Ohne Schutz rannte er über die Lichtung auf die Kreatur zu. Der Drache wendete den Kopf und sah Duncan auf den letzten Schritten entgegen. Unter langen, dichten Wimpern lagen große, blaue Augen, welche

mit Tränen gefüllt waren. Dann stand Duncan keuchend vor dem Drachen und der richtige Moment des Zuschlagens war vorbei. „Töte mich endlich! Darum bist du doch gekommen." „Du kannst sprechen?", fragte der Prinz überrascht. Der Drache lachte.
„Du doch auch." Duncan starrte zurück und ließ den Waffenarm sinken.
„Warum hast du mich nicht verbrannt?" „Aus demselben Grund, weshalb du mich nicht geötet hast. In Wahrheit suchen wir beide den Tod." Duncan nickte. Ohne zu zögern, steckte er sein Schwert weg, beugte sich vor und zerrte den Bolzen aus der Schulter des Drachen. Danach wusch er die Wunde aus und verband sie mit seinem sauberen Ersatzhemd.
„Du bist anders als die wilden Berserker, von denen ich gehört habe. Du besitzt Verstand und Güte." „Ja, und du bist nicht der kaltherzige Drache aus den Geschichten, die man mir erzählt hat." Der Drache lachte. „Vielleicht ist das bei dieser Art von Geschichten immer so. Doch du solltest dein Glück nicht herausfordern. Die Anderen von meinem Blut suchen bereits nach mir."
Duncan warf einen letzten Blick auf das verletzte Wesen, dass ihm weder eine glorreiche Trophäe, noch den Tod gebracht hatte. Er sagte sich, dass er nun der Versager war, für den ihn sein Vater hielt. Er hatte Mitleid mit seinem schlimmsten Erzfeind gehabt. Er war eine Schande für die Familie und konnte von Glück sagen, wenn seine Abstammung noch so viel Wert war, dass er verkauft werden konnte.

Mit diesem Gedanken ging er zu seinem Pferd und ritt davon. Kurz vor Einbruch der Nacht sah er vier Drachen, kaum größer als der Weiße, aber rötliche, gehörnte Bestien. Am Morgen fand ihn ein Suchtrupp und brachte ihn zum Lager. Gregor empfing ihn erleichtert. „Und, Sire? Habt Ihr den Drachen erwischt?" „Nein. Er ist mir entkommen", nuschelte Duncan wehmütig. „Womöglich wollte das Schicksal es so, Sire", sagte der Truppführer bedauernd. „Derweil sendete König Argyle seine Entschuldigung über den bedauerlichen Zwischenfall. Um seine guten Absichten zu versichern, schickte er eure Braut, seine Tochter, in unser Lager. Sie erwartet euch." Gregor machte eine Geste auf das Zelt vor ihnen. Dies war also sein letzter Atemzug in Freiheit.

Duncan straffte seine Gestalt und trat hinein. Er sah eine schlanke, hübsche Frau in einem weißen Kleid, welches silbern schimmerte. Ein Diadem mit Saphiren krönte ihr blondes Haar. Doch das, was seine Augen wie ein Magnet anzog, war der Verband an ihrer Schulter.

Die Suche nach dem Phönix

von Melanie van Roosendaal

Ryan ist ein besonderer Junge. Schon immer hatte er das Talent mit dem Feuer zu sprechen. Bisher tat es immer das, was er wollte, doch eines Tages sprach das Feuer zu ihm.
„Ryan, Ryan... Erhöre uns! Wir brauchen deine Hilfe!"
Ryan legte sich gerade ins Bett, als das Feuer im Kamin los knisterte. Es wiederholte die Worte mehrere Male, doch Ryan hörte es nicht. Das Feuer wurde lauter. Warum wollte Ryan nicht hören? Noch lauter knisterte das Feuer und entflammte hell und groß.
„Ryan, hilf uns!" Da erschrak Ryan und blickte um sich. Das Feuer im Kamin war wieder so klein wie vorher. Ein leises Knistern kam wieder vom Feuer. Ryan rieb sich die Augen und stieg aus dem Bett. Wieder rief eine Stimme. „Ryan."
Ryan drehte sich um. Niemand war da. Bildete er sich das nur ein oder hörte er wirklich jemanden rufen? Er schüttelte den Kopf und setzte sich an den Kamin.

„Hörst du auch so seltsame Stimmen?", sprach er zum Feuer und dachte sich nichts dabei. „Ryan! Hilf uns!", rief das Feuer erneut und Ryan erschrak. Im Feuer konnte er Gesichter erkennen. Augen, Nase, Mund. Und das Feuer sprach zu ihm. Noch nie hatte er das erlebt. Er war es doch, der zum Feuer sprach. Doch das Feuer ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. „Du musst Phania aufsuchen! Die Phönix ist alt und braucht deine Hilfe!"

Nachdem sich Ryan gefangen hatte, kam der nächste Schlag: Eine Phönix? Wie kann das sein? Das ist doch ein Märchen! Doch auch er konnte das Feuer beherrschen, warum also sollte es keine Phönix geben? Es ist ja auch nur ein Tier, ein Feuervogel.
Da riss die Stimme des Feuers Ryan aus seinen Gedanken. „Du musst den höchsten Berg erklimmen, an dessen Spitze findest du ihr Nest. Sie wartet dort bereits auf dich." Danach erlosch die Flamme im Kamin. Ryan dachte nach: „Der höchste Berg...?", grübelte er. Den Rest der Nacht lag er wach in seinem Bett und brachte kein Auge zu. Als das erste Morgenlicht in sein Zimmer leuchtete, brach er auf. Der höchste Berg,

den er kannte, war Spitzberg und dorthin war er unterwegs. Bis Spitzberg war es ein Tagesmarsch, reiner Trampelpfad. Da hätte kein Auto Platz gehabt. Der Weg erstreckte sich durch einen großen, dichten Wald.

Als Ryan am Abend den Fuß des Berges erreicht hatte, baute er sein Zelt auf. Ein kleines Lagerfeuer erhellte seinen Schlafplatz.
Als er sich etwas zu Essen machte, zog der Duft durch den Wald. Es dauerte nicht all zu lang, da hörte er etwas im Gebüsch rascheln. Stück für Stück traute sich das Wesen hervor. Es war ein Wolf, der dem Geruch des Essens gefolgt war, weil er Hunger hatte.
Leise sprach Ryan zum Wolf. „Willst du auch ein Stück Fleisch? Hier, ich gebe dir etwas von meinem Essen ab, aber bitte beiße mich nicht."
Das Tier verstand und setzte sich ebenso ans Feuer, aber weit genug von Ryan entfernt. Ryan warf dem Wolf ein Stück Fleisch zu und der Wolf genoss es. Während beide kauten, erzählte Ryan dem Wolf dem Abenteuer mit dem Feuer und der Phönix. Da setzte sich der Wolf zu Ryan. „Ich kann dir den Weg zeigen." Auch diesmal erschrak Ryan. Tiere, die sprechen konnten? Wie geht denn so was? Doch Ryan fasste sich schneller wieder, als er gedacht hätte. Der Wolf erzählte Ryan von der einsamen Phönix, die er ab und zu besuchte. Doch bald schlief Ryan ein und der Wolf legte sich an seine Seite und wärmte ihn.
Am nächsten Morgen erwachte Ryan und hielt den Wolf wie einen Teddybären in seinem Arm. Wahrscheinlich hatte Ryan ihn im Traum umarmt. Ryan entschuldigte sich dafür, aber dem Wolf machte es nichts aus. Gemeinsam aßen sie Frühstück und Ryan fragte nach dem Namen des Wolfes. „Mein Name ist Rotwolf." Während Ryan seine Sachen zusammen packte, erklärte Rotwolf den steinigen Weg zur Phönix. Kurz darauf stiegen sie den Spitzberg auch schon empor.

Der Berg hatte spitze und scharfe Kanten. Dies verlieh ihm seinen Namen. Es war schwierig den Berg zu besteigen, weil man sich oft an den Kanten schnitt. Aber Ryan wusste dies und trug deshalb besondere Handschuhe. Sie waren wie aus Leder. Ryan konnte sich, mithilfe der Handschuhe, den Berg hoch hangeln, während Rotwolf an manchen Stellen von Stein zu Stein sprang. Der Himmel wurde heller, bald hatte Ryan

Sonnenlicht auf seinem Rücken, umso höher er stieg.
Nach einer Weile wurden die scharfen Kanten glatter und Ryan konnte wieder normal über das Gestein laufen. Noch immer lief Rotwolf voraus, doch Ryan brauchte eine Pause und rief Rotwolf zurück. Geduldig wartete Rotwolf, bis Ryan aus seiner Wasserflasche getrunken hatte und ein paar Minuten auf einem kleinen Felsvorsprung ruhend saß.
Da entdeckte Ryan die schöne Landschaft vor seinen Füßen. „Da ist ja mein Haus! Ich kann es von hier aus sehen!" „Der Berg offenbart dir so einiges!" „Das sehe ich."

„Noch hast du aber nicht alles gesehen. Dreh dich mal um." Ryan tat wie Rotwolf vorschlug und sah vor sich einen größeren Felsvorsprung und auf ihm ein großes, geflügeltes Wesen – die Phönix. Nun wartete Ryan keine Sekunde länger und lief auf die Phönix zu. „Seid Ihr Phania?", fragte er die Phönix. Die Phönix nickte und wartete in ihrem Nest, während Ryan sich ihr weiter näherte. Als er direkt vor ihr stand, erhob sie sich und miss fast seine ganze Länge. Sie war etwas mehr als ein Meter groß. So groß hatte Ryan sich diese fantasievollen Wesen nicht vorgestellt. Ihr Federkleid war rot wie das Feuer. „Ich habe dich rufen lassen, Ryan. Da ich ein Feuerwesen bin, stehe ich jederzeit mit dem Feuer in Verbindung. Und weil du die Sprache des Feuers verstehst, bist du der einzige, der mich hören konnte." „Das Feuer sagte, Ihr braucht meine Hilfe. Wobei kann ich helfen?" „Das möchte ich dir gern verraten. Ich bin alt und mein Nest und Sitz braucht Nachwuchs. Darum möchte ich dich bitten, nach einem Phönix zu suchen. Ich habe nicht mehr die Kraft hier weg zu fliegen und meine Rufe wurden bisher nicht erhört." „Wo werde ich einen finden?" „Irgendwo im Gebirge. Aber beeilt Euch, meine Zeit schwindet davon."

Sofort machte sich Ryan auf den Weg und stieg den Berg wieder hinab. Rotwolf blieb jedoch bei Phania zurück und erzählte ihr mehr von dem hilfsbereiten Jungen. Da freute sich Phania und hoffte, Ryan würde die ihm gestellte Aufgabe bald erfüllen. Als Ryan am Fuße des Berges ankam, wurde ihm bewusst, dass er gar nicht wusste, wohin er gehen sollte. Doch da fiel ihm ein, was Phania gesagt hatte: Sie ist ein Feuerwesen. Wo würden sich Feuerwesen am wohlsten fühlen?

Ryan lief halb um den Berg herum und folgte dann einem Trampelpfad, der vom Spitzberg weg führte und ihn an einen Fluss brachte. Der Fluss war flach, aber dennoch hatte er eine starke Strömung. So konnte Ryan den Fluss nicht überqueren, aber ein Stück flussabwärts gab es eine hölzerne Brücke. Diese führte ihn auf die andere Uferseite. Doch hier gab es kaum noch Gras. Der Boden war trocken, sandig und steinig. Vor ihm lag das Rundgebirge.

Es wurde bereits dunkel, sodass er noch einmal ein Lager aufschlug. Ryan war so müde, dass er schnell einschlief und noch vor dem Morgengrauen erwachte.
Damit er keine Zeit verlor, packte er seine Sachen schnell wieder in seinen Rucksack und lief auf das Gebirge zu. Hier und da waren Löcher im Boden, in denen es rötlich leuchtete.
Ryan wusste, bald musste er sein Ziel erreicht haben, denn in den Löchern befand sich heiße, langsam fließende Lava. Mit großen Schritten ging er auf das Gebirge zu. Die Sonne ging links daneben auf. Da hörte Ryan einige kräftige Flügelschläge und schaute sich um. Nicht weit von ihm breitete ein Phönix seine Flügel aus, schüttelte sich, verbrannte und zerfiel zu Asche. Kurz darauf blickte ein kleiner Phönix aus der Asche. Sein Gefieder leuchtete im Morgenlicht rot, orange und gelb.

Ryan sah soeben die Wiedergeburt eines Phönix und blieb staunend stehen. Der Phönix wuchs und schüttelte sich die Asche aus seinem Gefieder. Dann erschrak er vor Ryan. „Wer bist du?", fragte Ryan den Phönix. „Wer bist du?", entgegnete der Phönix. „Ich bin Ryan. Man schickte mich auf die Suche nach einem Phönix. Kennt Ihr Phania? Sie sandte mich." „Phania?", der Phönix schien den Namen zu kennen. „Ich bin Phoros. Was ist mit Phania? Ich habe lange nichts von ihr gehört und auch schon ewig nicht mehr gesehen!" Da berichtete Ryan von Phanias Auftrag. „Sagt mir, wo sie ist und ich fliege zu ihr!" „Sie wartet auf dem Spitzberg."
Kaum hatte Ryan den Ort genannt, da stieg Phoros in die Lüfte, kam auf Ryan zu, packte ihn mit seinen Krallen und flog zum Berg. Als Phoros das Nest der Dame erkannte, setzte er Ryan ein Stück zuvor ab und flog bis zum Nest heran. Phania lag schläfrig in ihrem Nest und blickte auf als sie den Flügelschlag vernahm.

„Ryan, du hast es geschafft!“, freute sie sich und begrüßte beide Besucher.
„Hallo Phoros. Wir haben uns ja schon ewig nicht mehr gesehen!“

Beide Phönixe strichen mit ihren Flügeln über den Rücken des Anderen und umarmten sich. Da glaubte Ryan seine Aufgabe erfüllt zu haben, verneigte sich vor den Wesen und verließ den Berg.
Nach einiger Zeit kehrte Ryan zu Phanias Nest zurück und fand zwei Phönixe: Den Vater Phoros und seinen Sohn Phanos.

Auf der Suche nach sich selbst

von Rouben DaShizzle

Lauter leere Straßen. Seichte Lichter erhellten den Weg. Dunkle Schatten erstreckten sich über die Umgebung und ein leiser Regen erfüllte die Nacht. Ein eisiger Wind gefolgt von einem leichten Heulen fegte über die mittlerweile feuchten Straßen. Dunkelheit breitete sich aus und ein sternenloser Himmel stellte sich über der Stadt zur Schau. Nur der Mond in seiner ganzen Pracht hing am Himmel und entfaltete seinen Schein.
Der Rauch, der aus einem der Stadt nahe gelegenen Industriegebiet entwich, erfüllte die Luft und ein leichter Rußfilm setzte sich auf der Umgebung fest. Kleine aus Ruß bestehende Flocken sanken langsam vom Himmel hinunter und ein fauliger Geruch lag über der Stadt.

Aus allen Gassen beobachteten mich leuchtende Augen und ein schauerliches Gefühl erfüllte meine Magengegend. Streunende Katzen. Keine Seltenheit in einer Stadt wie dieser. Diese Katzen lebten tagtäglich vom Restmüll der Gesellschaft. Vergessen von den Menschen – ihrem Schicksal überlassen – kämpften sie Tag um Tag um Reste, die ihrer Nahrung dienen könnten.

Nun zurück zu mir. Gedanken durchfluteten meinen Kopf. Eine tiefgründige Leere prägte meinen Geist, und meine Seele fühlte sich eingesperrt in meinem eigenen Körper. Mein Körper? Nur ein Werkzeug meines Geistes. Auf der Suche nach mir selbst wandelte ich durch die dunklen Gassen. Und auch wenn mir etwas mulmig zumute war, konnte ich nicht von der Gedankenflut ablassen, die mich in diesem Moment beschäftigte.
Durchnässt und beschmutzt von Kopf bis Fuß schlenderte ich durch die Straßen. Doch weilte ich einzig und allein im Geiste, wodurch ich die körperliche Anstrengung, die durchgehende Nässe und meine Müdigkeit gar nicht mehr registrierte. Getrieben von der eigenen Angst. Der Angst davor, was in der Zukunft noch alles auf mich warten würde.

Plötzlich huschte ein Schatten hinterrücks an mir vorbei. Eine Täuschung meines Geistes? Das dachte ich zumindest anfänglich, doch plötzlich huschte dieser Schatten wieder vorbei, worauf ich mich mit einem Ruck und meinem ganzen Mut umkehrte.
Doch da war nichts. Nichts außer diese bedrückende, weitgehende Leere.
Ich drehte mich wieder um und erkannte am Ende der Gasse wieder diese leuchtenden Augen. Doch diese Augen waren besonders. Denn sie leuchten viel heller und viel tiefgründiger als alle bisherigen, die ich jemals erblickt hatte. Egal was dies für ein Wesen war, es besaß eine solch unglaubliche Aura, wie ich es noch nie zuvor gesehen hatte. Mit jedem Blick, den ich auf dieses Wesen erhaschen konnte, zog es mich mehr und mehr in seinen Bann.

Meine Neugier, was am Ende dieser Gasse auf mich lauerte, versetzte mich in einen angespannten Zustand. Ich lief weiter. Immer schneller und schneller. Doch am Ende der Gasse war wieder nichts. Verwirrt erkundete ich mit meinen Augen die Umgebung, was bei dieser Dunkelheit kein Leichtes war. Doch wieder erblickte ich bloß diese Leere und langsam begann ich mich zu fragen, weshalb dieses Wesen auf der Flucht vor mir war. Immer wenn ich mich diesem Geschöpf näherte, trieb ich es dadurch sofort in die Flucht.

Plötzlich nahm ich erneut dieses Geräusch wahr, welches direkt hinter der nächsten Ecke hervor schallte. In Gedanken versunken machte ich mich sofort auf den Weg. Nach einer nervenaufreibenden und sicherlich auch adrenalinreichen Suche entdeckte ich das Lebewesen, wie es sitzend auf einer Art Statue lauerte. Schwarz, mit gelbleuchtenden Augen, fixierte es jeden meiner Schritte.

Schritt für Schritt tastete ich mich an das Wesen heran, doch dieses Mal blieb es regungslos. Die Tatsache, dass ich gar nichts über dieses Geschöpf wusste, verursachte in mir ein Gefühl der Unbehaglichkeit und trotzdem hatte ich das Gefühl, dass es mein Vertrauen wirklich verdiente. Dieses Gefühl kam tief aus meinem Herzen und doch war es mir unerklärlich, dieses zu beschreiben, geschweige denn es zu deuten.
Nur wenige Schritte trennten mich noch von dem direkten Kontakt zu diesem

wunderlichen Geschöpf. Langsam erhob ich meine Hand. Doch als ich es mit meinen Fingern berühren wollte, löste es sich in eine gasartige, schwarze Wolke auf. Langsam aber sicher fing ich an, an meinem Verstand zu zweifeln, da dies ein Ding der Unmöglichkeit war. „Dieses Wesen, so unreal und doch so beeindruckend. Spielte mir mein Verstand nun wirklich einen Streich? Auch nach reichlich Bedacht konnte ich dies nicht sicher sagen."
Plötzlich ertönte ein lautes, schrilles Geräusch, auf welches eine solch verstörende Orientierungslosigkeit folgte, dass ich nicht mehr wusste wo ich mich in diesem Moment befand. Ich war erwacht, dieses entzückende Wesen verschwunden. Zurück in der Realität wusste ich nicht genau, was ich von diesem fiktiven Wesen halten sollte. Was ich aber wusste war, dass dies, was gerade geschehen war, etwas Wahres enthalten musste, denn es fühlte sich so real an.

In den ersten Minuten meines Erwachens versuchte ich wieder einzuschlafen, um mich wieder in diesen Traum zu versetzen, doch natürlich klappte dies nicht. Es schien so als wollte mir mein Unterbewusstsein etwas vermitteln, was meinen wachen Verstand und mein logisches Denkvermögen aber voll und ganz überforderte.

„Sollte dieses Wesen ein Produkt meiner Fantasie gewesen sein? Sollte dies alles nur eine geistige Täuschung meiner Selbst sein? Dies zu beurteilen, war schier unmöglich."
Nachdem ich meinen morgendlichen Tätigkeiten nachgegangen war, zog ich mich warm an und machte mich auf den Weg an den Ort meines Traumes. Eigentlich sollte dies ein Arbeitstag wie jeder andere werden, doch das Geschehene hatte mich wirklich zum Nachdenken gebracht, wodurch ich an diesem Tag gar nicht zur Arbeit erschien. Wichtiger war es für mich, herauszufinden, was hinter der ganzen Sache steckte.

Auf dem Weg in die Stadt durchfluteten hunderte von Gedanken meinen Kopf. Ich war schon immer ein Mensch, der sich über alles immer viel zu viele Gedanken gemacht hatte, anstatt es einfach auf mich zukommen zulassen. Doch dies sollte sich alles an diesem Tag ändern (…)

Es war regnerisches Wetter und wie im Traum lag ein dicker Rußfilm über der Stadt. Dies war aber nichts Unerwartetes, da das Industriegebiet in der Nähe der Stadt seinen Sitz hatte. Seit vor vielen Jahren dieses Gebiet geplant und gebaut wurde, erhielt diese Stadt etwas Tristes und schauerliches. Dies lag wahrscheinlich vor allem daran, dass sämtliche öffentliche Plätze, Gebäude und sogar Kinderspielplätze mit einer dicken Schicht Ruß beschmutzt waren und dass der Himmel gepflastert von Ruß und Asche im Nebel verschwand. Da es aber an diesem Tag regnete, wurde die Asche direkt aus der Luft gewaschen, wodurch aber eine Art Schmutzregen entstand.

Langsam versuchte ich mich an den Weg zu erinnern, den mir die letzte Nacht aufgezeigt hatte. Ich folgte den Gassen, wobei meine Gedanken mit jedem Schritt immer klarer und deutlicher wurden. Schnaubend vor Anstrengung und durchnässt bis auf die Unterwäsche folgte ich der selben Route wie ich es schon mal getan hatte. Mein Weg zog sich von Wohnblöcken und öffentlichen Gebäuden vorbei an Nebengassen und Schleichwegen immer in Gedanken an mein Zielort.

Plötzlich als ich um die Ecke kam erblickte ich die Statue, welche der von mir erträumten auf das Haar glich. Hinter der Statue zog sich eine enorm große Kapelle in die Höhe, welche von der Bauart her sehr veraltet und gleichzeitig trotzdem guten Zustands zu sein schien. Jedoch wirkte sie seit Jahren verlassen und die mächtige Eingangstüre war fest verschlossen. Das einzige Lebenszeichen, das diese Kapelle von sich gab, war das Einläuten der Stunden durch eine riesige Glocke, die hoch über dem Boden aus dem Turm herausragte. Diese Kapelle war scheinbar ein starkes Stück Geschichte und doch existierte sie in meinem Traum nicht. Wie sollte sie auch existieren, wenn ich bisher nie an diesem Ort gewesen war? Oder konnte es sein, dass ich sie im Traum einfach nicht wahrgenommen hatte? Aber wieso existierte in meinem Traum dann diese Statue? Durch all die Fragen, die mich in diesem Moment etwas verwirrten war ich fest dazu entschlossen Antworten zu finden. Für mich. Für die Ungewissheit, die mich in diesem Moment geplagt hatte.
Bei genauerem Betrachten erblickte ich an der Innenseite des Sockels eine kleine Inschrift, die in Stein graviert worden war. Einzelne Buchstaben waren etwas verstaubt

und schwer leserlich, wodurch ich mich zuerst daran machte, diese zu reinigen. Als ich dies getan hatte, las ich die Inschrift. „Die wahre Berufung eines Menschen liegt darin, den Weg zu sich selbst zu finden." Sicherlich ein aussagekräftiger Satz, bei dem ich aber anfänglich Mühe hatte, ihn auf meine Situation anzuwenden.

Doch anstatt eines mysteriösen Wesens mit leuchtenden Augen, fand ich dort jedoch bloß einen großen Spiegel vor, welcher frontal an dieser Statue befestigt war. Langsam und mit kleinen Schritten tastete ich mich an diesen Spiegel heran.

Ich blickte mitten in diesen Spiegel hinein, alles was ich aber sah war bloß mein eigenes Spiegelbild, was mich im ersten Moment enttäuschte, da meine naive Hoffnung auf ein fiktives Erlebnis meine Erwartungen stark geprägt hatte. Auch wenn ich wusste, dass dies massiv unwahrscheinlich war, hatte ich trotzdem mehr erwartet. Minutenlang stand ich vor diesem Spiegel und versuchte dem Sinn meines Traumes auf die Schliche zu kommen. Ich wollte Antworten finden, was in einem Fall wie diesem aber unmöglich schien.

Nach Jahren der Selbstfindung stand ich also nun vor einem einfachen Spiegel und fragte mich, was das Ganze sollte. Ich fing an zu zweifeln, ob ich in diesen Traum zuviel hinein interpretiert hatte und wieder sprengte eine Gedankenflut meine Fähigkeit klare Gedanken zu fassen. Ich wartete auf ein mir unbekanntes Zeichen, welches mir zeigen würde, was hinter dem Ganzen steckte. Trotz der Tatsache, dass ich ein ungeduldiger Mensch war, wartete ich minutenlang, da meine Neugier meine Ungeduld völlig aus den Angeln hob. In diesem Moment tat sich ein Loch im dunklen Wolkenmeer auf und es fiel mir auf, wie der Regen auf der Oberfläche des Spiegels abperlte. Die kleinen Tropfen, die jedoch haften blieben, brachen das Licht, worauf auf dem Spiegel ein heller Schimmer zum Vorschein kam. Dieser Schimmer, mit einer Ausstrahlung vergleichbar der unglaublichen Aura dieses Wesens, erschien mir warm und einladend, worauf ich endlich begriff, wohin mich dieser Traum eigentlich führen wollte. Dieses unbekannte Wesen führte mich nach Jahren der Selbstfindung endlich wieder zu mir selbst. Nach all den Jahren, in denen ich vor mir selbst geflüchtet war, hatte ich

mich endlich wieder selbst gefunden. Es war nicht der Blick in den Spiegel, der mir dies offenbarte, sondern ein Abschnitt meines Lebens, der nun endlich zu Ende war. Mir wurde bewusst, dass ich nicht vor mir selbst flüchten durfte und durch dieses Erlebnis, ob dies nun fiktiv oder real war, lernte ich wieder zu schätzen, wer ich war.

Dieser Tag veränderte mein Leben und ab diesem Zeitpunkt, blieb nichts mehr beim Alten. Ein langjähriger Abschnitt meines Lebens war zu Ende gegangen und ein Neuer konnte nun endlich folgen .

Steinreich

von Elisa Bergmann

Er fluchte. Verdammt nochmal, waren diese verflixten Steine schwer! Warum hatte er sich nur darauf eingelassen? Weil er geldgierig, geizig und egoistisch war, deswegen! – beantwortete er seine Frage selbst. Warum sonst tat sich ein Mensch eine so mühselige und noch dazu ziemlich schmerzhafte Art an, ein paar Edelsteine zu schmuggeln? Ihm brach der Schweiß aus als er langsam die Zollbrücke der Zwerge überquerte. Er spürte die finsteren und argwöhnischen Blicke der grimmigen Wächter auf sich ruhen und musste sich zwingen, nicht in Panik zu geraten und einfach loszurennen. Schritt für Schritt, nur immer weiter, beruhigte er sich selbst, es war gleich geschafft!

Ein Zwerg hatte ihn wenige Tage zuvor, durch dorniges Gestrüpp und Geröll, über steile Bergpfade zu einer Höhle geschleppt. Es war brütend heiß gewesen und er hatte längst seinen gesamten Wasservorrat aufgebraucht. Fluchend und schwitzend war er hinter dem erstaunlich flinken Zwerg her gestolpert. Als er endlich keuchend hinter seinem Führer in die Höhle stieg und sich mit einem verstaubten Hemdsärmel den Schweiß vom Gesicht wischte, war er so schlecht gelaunt, dass er für den Anderen hoffte, dass dieser ihm wirklich etwas ganz Außergewöhnliches zu zeigen hatte.
Das hatte er. In der Dunkelheit funkelte es. Der gesamte hintere Teil der Höhle war mit großen, blauen Kristallen überwuchert. Solche Steine hatte er noch nie gesehen, die riesigen Dinger mussten ein Vermögen wert sein! Er leckte sich vor Gier die gesprungenen Lippen und überlegte sofort, wie er dem Zwerg möglichst viele Steine abluchsen konnte ohne einen all zu hohen Preis dafür zahlen zu müssen. Sehr helle schien das Männlein ja nicht zu sein, es war bestimmt nicht schwierig ihn über das Ohr zu hauen! Ein bisschen verwunderlich war es allerdings schon, dass ihn der Mann, auf seine Frage nach dem Wertvollsten, was die Gegend zu bieten habe, so bereitwillig hierher geführt hatte. Aber es sollte ihm nur recht sein, wenn die Leute hier seine Waren mal nicht mit billigen Häuten, Getöpferten oder Früchten, mit denen er sowieso nicht viel anfangen konnte, zu bezahlen versuchten. Nein, endlich mal eine angemessene Zahlungseinheit! Innerlich lachend,

dachte er daran, dass er sowieso immer viel zu viel für seinen wertlosen Plunder verlangte.Er betrachtete die schönen Steine, die im Dämmerlicht der Höhle glitzerten und funkelten, und hoffte eine Menge davon mitnehmen zu können. Der Zwerg strich sich durch seinen dichten, staubigen Bart und betrachtete ihn verwundert. Er konnte nicht verstehen, dass dieser lange Kerl die Steine so ehrfurchtsvoll anstarrte und sie mehr begehrte als das Kunsthandwerk seines Volkes. Sicher, die Kristalle waren das Wertvollste, was die Leute hier besaßen, aber was konnte der fremde Händler denn schon damit anfangen?

Möglichst beiläufig fragte dieser nun wie viele Steine er mitnehmen dürfe, denn er wollte nicht, dass ihm der Andere seine Gier anhörte. Der Führer zuckte daraufhin nur die Achseln und meinte: „So viele du tragen kannst!" Die Augen des Händlers wurden groß und er machte sich sofort daran, so viele Kristalle wie möglich von den Wänden zu lösen und in die Taschen seiner Gewänder zu stopfen. Die Dinger waren allerdings ziemlich schwer und er musste bald enttäuscht feststellen, dass er viel weniger mitnehmen konnte, als er gehofft hatte. Schwer beladen trottete er dem Zwerg nach, der vor ihm leichtfüßig ins Tal zurückkletterte.

Endlich wieder in dem verstaubten Kaff angekommen, stellte sich das nächste Problem. Er hatte nicht die geringste Ahnung wie er seine wertvolle Fracht aus dem gut bewachten Reich der Zwerge hinausschaffen sollte. Wann immer Händler oder Reisende das Zwergenland verlassen wollten, nahm man sie an den Grenzposten völlig auseinander. Würde man bei ihm dabei die blauen Steine finden, war er sie bestimmt gleich wieder los. Bestenfalls. Vielleicht wurde er auch einen Kopf kürzer gemacht. Denn Zwerge verstanden da keinen Spaß. Für die Bodenschätze des Zwergenreiches gab es strenge Ausfuhrregeln, jede Art von gehandelten Erzen und Mineralien wurde hoch verzollt und der Besitz vieler Gesteine war für Nichtzwerge sogar verboten. Es war also besser sich nicht erwischen zu lassen.

Tja, und so schwitzte er nun vor sich hin und hoffte, dass die Kontrolleure der Zollstation es nicht allzu genau nahmen und ihn unbehelligt passieren ließen. Nur gut, dass die meisten Wesen eine urtümliche Abscheu dagegen entwickelt hatten, eine direkte Körperabtastung durchzuführen, erst recht wenn die betreffende Person ein

sehr dicker, stark schwitzender Kerl war.
Dennoch kamen ihm so langsam Zweifel, ob es wirklich eine gute Idee gewesen war die Kristalle zwischen die Fettpolster an seinem Bauch zu schieben. Sie drückten und scheuerten und es war schwierig sich mit ihnen zu bewegen ohne gleich eine schmerzverzerrte Miene aufzusetzen, die ihn bestimmt auch bei dem Beschränktesten aller Zöllner verraten hätte. Es war sein Glück, dass man ausschließlich seinen Wagen nach verbotenen Gegenständen und Substanzen absuchte. Man ließ ihn weiterziehen. Als die ganze Prozedur endlich vorbei war, seufzte er erleichtert. Die ganze Mühe hatte sich gelohnt, er war nun ein reicher Mann! Und nun würde er endlich wieder als gemachter Mann nach Hause zurückkehren!

Er war viele Jahre weg gewesen. Als er sich vor langer Zeit auf den Weg gemacht hatte, seine Güter an die primitiven Völker anderer Reiche zu bringen, hatte er nicht geahnt wie lange er seine Heimat nicht mehr wiedersehen würde. Jedes Mal, wenn er sich nach einem Geschäftsabschluss vorgenommen hatte, dass dies sein letzter Handel gewesen sei und es nun Zeit würde, nach Hause zurückzukehren, winkte von irgendwoher noch größerer Gewinn. Und dann konnte er nicht wiederstehen seinen Reichtum noch zu mehren und zog weiter, immer mit dem Versprechen an sich selbst, dass es ja nur noch ein letztes Mal wäre, und dass er danach ganz sicher nach Hause gehen würde.
Jetzt kehrte er zufrieden und ohne Reue heim. Für zwei der blauen Kristalle ließ er sich ein Haus bauen, mit einem bezahlte er den Brautpreis für ein Mädchen, das ihm gefiel, für einen weiteren, kaufte er sich das Wohlwollen des amtierenden Bürgermeisters. Es war ganz wunderbar, jedes Problem war ganz einfach mit einem blauen Stein zu beseitigen, er konnte zufrieden sein.
Die Tage vergingen, er hatte alles was er sich je erträumt hatte; was immer er begehrte, er konnte es haben, denn er besaß ja noch so einige seiner Steine. Manchmal holte er sie aus ihrem Versteck hervor um sie zu betrachten. Am Anfang dachte er noch, dass er sich irren musste, aber bald ließ es sich nicht mehr leugnen. Die Steine wuchsen! Außerdem, schienen sie auch immer wärmer zu werden und manchmal sogar zu pulsieren, als würden sie leben. Das war ziemlich beunruhigend, denn wer

hatte denn je davon gehört, dass Steine das taten? Die Sache wurde so langsam unheimlich!
Und dann passierte es. Als er eines morgens nach seinem Schatz schaute, waren aus den Steinen, ein paar wirklich komische kleine Wesen gekrabbelt. Er konnte es einfach nicht glauben. Das war etwas, was der Bauer, der ihm die Steine gegeben hatte, mit keiner Silbe erwähnt hatte. Nein, nicht gegeben, er hatte sich die Dinger ja damals einfach genommen, aber eine Vorwarnung wäre trotzdem nett gewesen.

Was sollte er jetzt mit diesen putzigen Viechern machen? Die kleinen Kreaturen waren ziemlich haarig und sie waren blau. Ansonsten hatten sie erstaunlich viel Ähnlichkeit mit Ziegen, auch wenn diese wohl keine sechs Beine hatten und auch ganz sicher nicht blau waren. Da waren auch zwei paar Hörner und zwei paar Augen, und sie gaben auch eine Art Meckern von sich – aber verdammt nochmal, sie waren BLAU!
Dann lief es ihm eiskalt den Rücken herunter, ihm war gerade eingefallen, dass er die Ziegeneier in letzter Zeit äußerst gern als Zahlungs- und Bestechungsmittel benutzt hatte. Er hatte so den Verdacht, dass ihm demnächst etwas wirklich Unangenehmes bevorstand. Wie auf ein Stichwort hin, erhob sich ein enormer Krawall vor dem Haus und im nächsten Moment hämmerte es auch schon wütend gegen seine Tür, und eine ihm wohlbekannte Stimme stieß dazu wilde Verwünschungen aus. Er konnte sich schon denken weswegen sein Schwiegervater so aufgebracht war.

Der Tag hatte es in sich. Nach und nach fanden alle Steine, nun in Form kleiner, sabbernder Ziegen, ihren Weg zu ihm zurück. Die Überbringer waren von der neuen Form ihrer Schmuckstücke nicht allzu begeistert und ihm war klar, dass er sich wohl besser schleunigst aus dem Staub machen sollte, wollte er nicht vom wütenden Mob, bestehend aus seiner Familie und früheren Freunden und Bekannten, gelyncht werden.
In der nächsten Nacht machte er sich still und leise davon, zumindest so weit das ging, denn mit einer meckernden Herde blauer Ziegen im Schlepptau war das gar nicht so leicht. Was für ein Fluch! Die anhänglichen Tiere folgten ihm auf Schritt und Tritt überallhin. Und das alles nur, weil er so raffgierig gewesen war und die Kristalle unbedingt

einschmuggeln musste!
Zunächst war es für ihn ziemlich schwierig: Überall wo der einst so reiche und bekannte Händler mit seinen blauen Ziegen auftauchte, schlug ihm Feindseligkeit entgegen, was ihn dazu nötigte die Dörfer und Städte zu meiden. Mit der Zeit wurde es etwas leichter. Die Ziegen waren nun enorm gewachsen. Sie stellten sich als erstaunlich genügsam heraus, benötigten nur wenig Wasser und konnten auch in Gegenden mit spärlicher Vegetation überleben. Auch wärmten sie ihn in den Nächten und gaben eine Art saurer Milch, die er zu schätzen lernte. Außerdem vermehrten sie sich fleißig!
Eines Morgens hatte er neben den normalen Köteln, wieder ein paar der blauen Kristalle gefunden und beschloss sie mitzunehmen. Nach einiger Zeit waren neue Ziegen geschlüpft und so wuchs die Herde stetig weiter.
Eigentlich nicht schlecht, dachte er oft, wenn er doch nur irgendetwas mit den Viechern anfangen könnte! Irgendwann hörte er dann auch auf, sich Gedanken um den Wert und Nutzen seiner Herde zu machen. Er fügte sich in sein Schicksal, das nun aus seinen streng riechenden Begleitern und dem täglichen Wandern bestand. Es war ihm nun egal, wie er aussah oder roch. Das war alles nicht mehr wichtig, was nun zählte war ein trockener und warmer Schlafplatz und ein gefüllter Bauch.

Viele Jahre später, kam er wieder in seine Stadt. Er hatte den Planeten ein Mal umwandert. Ihn hätte wohl niemand erkannt, ausgemergelt und zugewuchert wie er war, aber seine Ziegen, die erkannte man wohl.
Und so kamen dem Wanderer schon von Weitem diejenigen entgegen, die er früher gekannt hatte. All ihre Wut gegen ihn war längst vergessen. Man veranstaltete für ihn ein Fest, alle bestürmten ihn neugierig mit Fragen. Er aber blieb stumm, seine Ziegen um sich gescharrt und fragte sich das erste Mal in seinem Leben, ob er hier wirklich glücklich gewesen war, obwohl er sich doch in den letzten Jahren so oft nach seinem alten Zuhause gesehnt hatte.
Am nächsten Morgen, ertappte er sich dabei, wie er sehnsüchtig in die Ferne blickte und er begriff, dass er längst aufgehört hatte, nach immer mehr zu streben. Sein altes Leben existierte nicht mehr und er vermisste es auch nicht.

Leise packte er seine Sachen und rief seine Herde zusammen. Dann machte er sich wieder auf den Weg, ebenso heimlich wie das erste Mal. Auf zur zweiten Runde um die Welt! Als die Stadt hinter ihm lag, lächelte er. Er war wirklich glücklich und vermisste seinen alten Reichtum nicht mehr, denn er war reich. Steinreich.

In der Menschenwelt

von Susanne Martiny

Draja lief so schnell wie noch nie zuvor in ihrem Leben. Lange würde sie das so nicht mehr durchhalten können.

Warum war sie auch ausgerechnet in dieser Parallelwelt gelandet, in der ihre Fähigkeit zu fliegen völlig nutzlos, da nicht funktionsfähig, und somit überflüssig war? Sie spürte ihre Verfolger nun deutlich. Wenn sie nicht schnellstmöglich einen weiteren Durchgang finden würde, war sowieso alles zu spät!

Sie drückte den runden Gegenstand fest an sich. Der Inhalt pulsierte unruhig. Mit jedem Schlag ihres Herzens spürte sie die Wärme des Eies deutlicher. Draja versuchte, ihrer beider Pulsschläge aufeinander abzustimmen, so wie es ihr jahrelang beigebracht worden war, um den kleinen Bewohner zu beruhigen. Wenn der Drache auf der Flucht schlüpfen würde - die Folgen wären undenkbar. Nicht vorstellbar, wenn der Drache nicht auf sie geprägt würde, so wie es schon seit ewigen Zeiten festgeschrieben war.

Nicht umsonst hatte sie viele Jahrzehnte an seiner Seite gewacht, um eine Verbindung zwischen ihnen beiden herzustellen. Denn schließlich war sie eine Drachenelfe, eine sogenannte Drelfe. Und ihr ganzer Lebenszweck bestand ausschließlich darin, für den ihr zugeteilten Drachen da zu sein und ihn zu beschützen. Bei dieser Vorstellung grinste sie grimmig.

Wäre er schon vor ein paar Tagen geschlüpft, dann wäre er jetzt schon in der Lage Feuer zu speien, dann könnte er sie mitverteidigen. Aber in dieser Phase musste er noch akribisch beschützt werden. In einer Seitengasse entdeckte sie ein kleines Wäldchen. Dort überdeckte der opulente Duft der nachtblühenden Feenorchidee alle anderen Gerüche. Dies war vielleicht ihre Chance, den Verfolgern zu entwischen. Mit einem Satz tauchte sie unter den großen Blättern hindurch, um sich vor den neugierigen Blicken zu verbergen.

Der Drelfe war deutlich bewusst, dass es ihren Verfolgern nur um das Drachenei ging und sie nur unnötiger Ballast war. Würde man sie hier vernichten, würde sie sogar

zerfallen, und keinerlei Überreste würden mehr von ihrem Dasein künden.
Wenn jemand anderes die Chance bekommen würde, den Drachen zu seinen Gunsten zu prägen, wäre alles möglich. So eine übermächtige Waffe war quasi unbezahlbar.
Aus diesen Gründen gab es schon seit Anbeginn der Zeit die Begleiter der Drachen, die Drelfen. Diese mussten in einer langen Ausbildung immer und immer wieder beweisen, dass sie würdig waren, sowohl an Körper als auch an Geist, einen Drachen leiten und führen zu können.
Draja war sehr stolz gewesen, als es sich endlich, endlich abzeichnete, dass sich ein Drachenei für sie entschieden hatte. Aber bevor die Verbindung untrennbar wurde, mussten die beiden sich erst einmal gemeinsam prägen, und das würde nur durch den ersten gemeinsamen Flug geschehen. Und auch wenn das Ausschlüpfen kurz bevorstand, in dieser Welt würde der Drache nicht fliegen können, genau wie sie. Im Gegenteil: Ohne ihre Hilfe könnte er eventuell für diese Verweildauer, je nach Länge des Aufenthaltes, in eine Starre fallen, aus der sie ihn nur befreien konnte, wenn sie wieder in ihrer Welt waren.
Was für eine Misere! Draja seufzte lautlos. Sie schickte dem Ei noch einen liebevollen Gedanken und richtete dann all ihre Sinne auf die Geschehnisse um sie herum. Wo waren ihre Verfolger abgeblieben? Ah, sie hatten sich anscheinend getrennt, sie konnte sie in zwei verschiedenen Richtungen spüren. Oder war ihr Verfolger ein Moran? Diese Wesen waren wie Bluthunde, sie gaben nie auf; außerdem hatten sie die furchtbare Fähigkeit ihren Körper sowie ihren Geist zu splitten und sich quasi in bis zu vier eigenständige Wesen aufzuteilen. Die Drelfe schüttelte es bei dem Gedanken an die hinterhältigen und berechnenden Killer. Hatte ein Moran einmal eine Spur aufgenommen, war es fast unmöglich, ihm zu entwischen. Sie musste schnellstmöglich ein Portal finden! Aber erst einmal galt es, die Verfolger loszuwerden!
Sie konzentrierte sich und verlangsamte dann ihre Atmung, bis diese kaum wahrnehmbar wurde. Darauf schwor sie auch den Jungdrachen ein. Ihr Plan schien aufzugehen. Dank der Nachtorchideen war ihr selbst so unverkennbarer und unverwechselbarer Duft wohl unbemerkt geblieben. Diese Chance würde sie nicht ungenutzt verstreichen lassen. Vorsichtig lehnte sie sich durch die Zweige hindurch und erspähte ihr näheres Umfeld. Nichts zu sehen. Draja hoffte, dass sie nun keinen weiteren Fehler begehen

würde. Das Drachenei musste nun schnellstmöglich zurück in ihre Welt. Ein kurzer Blick auf ihr Magneto, das ihr anzeigte, dass das nächste Portal sich nur ein paar hundert Meter östlich von ihr befand. Die Drelfe schnaufte – das musste doch wohl zu schaffen sein. Sie schälte sich so leise sie nur konnte, aus dem Gewächs heraus. Draußen verfiel sie in einen gleichmäßigen Laufschritt, von dem sie hoffte, dass er unauffällig genug war, um mögliche Beobachter zu täuschen.

In dieser Welt lebten Menschen. Ohne genauere Betrachtung konnte Draja fast als eine von ihnen durchgehen. Darauf hoffte sie nun, während sie den ersten Bewohnern begegnete. Und tatsächlich schien ihr Plan aufzugehen. Seltsamerweise schien das Portal in einer stark bewohnten Gegend zu sein, was sie sehr wunderte. Gleichzeitig verschaffte ihr das eine gewisse Sicherheit, denn zwischen so vielen möglichen Zeugen ließe es sich vielleicht besser untertauchen. Ein Knacksen unter ihrem Kittel ließ sie aufhorchen. Das durfte doch nicht wahr sein! Hier durfte der Drache nicht schlüpfen!

Viele Häuser standen nun entlang der Straße und die Laternen erhellten ihr den Weg. Trotz der Menschen um sie herum, spürte Draja, dass auch ihre Verfolger das Reißen der Eihülle gespürt hatten. Jetzt musste sie sich mehr als beeilen. Hastig drängte sie sich an den Leuten vorbei, die ihr im Weg standen. Unmut kundtuende Bemerkungen begleiteten nun ihren Weg. Draja nahm das Ei in ihre Hände und versuchte durch ihre bloße Wärme das Wesen in seinem Inneren zu beschwören noch ein bisschen zuwarten. Doch der kleine Drache war unruhig. Er spürte ihre Angst und wollte ihr zur Hilfe eilen. Was für ein dummes, kleines Ding, dachte sie innerlich. Ihm war nicht klar, dass er erst einmal faustgroß sein würde und ohne eigene Fähigkeiten geboren zur Welt käme, die ihn beschützen könnten. Er wäre hilflos und es würden noch einige Tage vergehen, bis er sich selbst verteidigen könnte. Sie lächelte stolz bei der Vorstellung, dass sie diejenige war, der diese Aufgabe erst einmal zufiel.

Plötzlich versperrte ihr jemand den Weg. Sie erschauderte ob der Bösartigkeit, den diese Kreatur ihr entgegenbrachte. Schnell versteckte sie ihre Hände mit dem Ei auf dem Rücken. Vorsichtig wich sie zurück. Schritt für Schritt. An eine Wand gedrückt, wurde ihre Angst so übermächtig, dass sie fast gelähmt war. Der Schatten vor ihr grinste höhnisch und siegessicher. Auf der Suche nach einer rettenden Idee spürte Draja

plötzlich einen Metallkasten neben sich. Ein vorsichtiger Blick – in diesem waren ja lauter kreisrunde Dinge, die zwar etwas kleiner, aber durchaus auch Dracheneier hätten sein können. Aber vielmehr freute die Drelfe sich über die glatte Kühle des Metalls!

Für einen Moran war das von Menschen hergestellte Metall ein unüberwindbares Hindernis und würde wenigstens ihrem Drachenei den nötigen Schutz gewähren! Mit einer riesengroßen Anstrengung, die ihr bald alle Sinne schwinden ließen, beschwor Draja den Drachen, sich ganz klein zu machen. Und es funktionierte! Durch eine Öffnung an der Seite des Kastens drückte die Drelfe das weiche Ei mitsamt dem Drachen hinein. Sie spürte noch, wie das Ei zwischen die anderen Kugeln glitt, dann schwanden ihr alle Sinne.

Gnädigerweise merkte sie dadurch kaum noch, dass der Moran sie am Hals packte und sie schüttelte.

„Wo ist das Ei?", zischte er. Denn er hatte die Verbindung verloren, just in dem Moment, wo das Metall das Begehrte umhüllt hatte. Doch Draja konnte nicht mehr antworten, denn Ohnmacht hatte sie umfangen. So schüttelte die hässliche Kreatur den leblos wirkenden Körper der Drelfe nutzlos hin und her, bis endlich ein paar Passanten aufmerksam wurden. „Hey, spinnst du, hör sofort auf!" Ein Paar war hinzugeeilt. Die Frau hatte schon ihr Pfefferspray aus der Tasche gekramt, während der Mann den Moran am Arm packte. Dieser riss sich los und flüchtete, nachdem ihm klar wurde, dass er hier nichts mehr ausrichten würde.

„Du meine Güte, hast du diese schrecklichen Augen gesehen? Ich schwöre, er hätte sie umgebracht, so mordlüstern waren sie!" Besorgte Hände griffen nach der Drelfe. „Schatz, wir müssen die Polizei und vor allen Dingen einen Krankenwagen rufen, bevor er vielleicht noch mal wiederkommt!" Der Mann wühlte nach seinem Handy, während die Frau Drajas Kopf auf ihren Schoß bettete und ihr die Haare aus dem Gesicht strich. Dabei stutzte sie über die etwas zu spitzen Ohren. Ihr Blick glitt über den reglosen Körper. Die seltsam anmutende Kleidung der etwas fremd wirkenden Frau passte zu den Ohren. Vielleicht war sie auf dem Weg zu einer Fastnachtsfeier gewesen, überlegte die Frau, während sie die näherkommenden Sirenen wahrnahm. Draja stöhnte. „Nicht...!" Die Frau beugte sich hinab, um sie besser verstehen zu können. „Nein, ich

kann nicht...“ Verwirrt versuchte die Drelfe sich aufzusetzen, konnte aber kaum die Augen offenhalten. Ihre Hände griffen nach ihrem Hals, der deutliche Spuren der Gewalt zeigte. „Keine Widerrede, junge Frau, wir nehmen sie jetzt erst einmal mit und kümmern uns um sie!“ Die herbeigeeilten Sanitäter legten sie vorsichtig auf eine Bahre und versorgten sie schnell aber fürsorglich.
Nachdem sich die Frau vergewissert hatte, dass ihr Mann ihre Beobachtungen bei der Polizei zu Protokoll gab, stieg sie nach einem kurzen bestätigenden Blick einfach mit in den Krankenwagen, um das Opfer zu begleiten. Sie konnten sie doch jetzt nicht einfach im Stich lassen. Zumindest, bis ihre Angehörigen auftauchen würden, würde sie bei ihr bleiben, beschloss sie.

Im Krankenhaus wurde Draja ruhig gestellt, denn sie machte immer wieder Anstalten, das Bett und die Einrichtung zu verlassen. Doch aufgrund ihres desorientierten Eindrucks waren die Bediensteten sehr bemüht, sie mindestens über Nacht dazubehalten.
Auch, dass die Drelfe keinerlei Angaben zu ihrer Person machen konnte oder wollte, trug dazu bei. Während die Frau an ihrem Bett saß, warf sich Draja unruhig hin und her. Während ihr Körper gegen die Menschenmedikamente ankämpfte, wiederholte sie immer wieder dieselben Worte. Aber so sehr sich ihre Beschützerin anstrengte, sie konnte nur „„Drache“ und „Ei“ verstehen. Doch es schien, als wäre dies der Patientin so wichtig, dass sie sich um nichts in der Welt beruhigen lassen würde.
Als ihr Mann auftauchte, besprach sich das Paar. Auch die Polizei stand vor einem Rätsel. Diese seltsame junge Frau ließ sich nicht zuordnen und die Beamten hatten für den nächsten Morgen ihren Besuch angekündigt, um vielleicht doch noch Angehörige zu ermitteln. „Komm, lass uns endlich nach Hause gehen – es ist schon spät.“ Der Mann sehnte sich nach der Aufregung nach seinem Bett. Doch seine Frau fühlte mit der jungen Patientin. Ihr ließ das Gestammel keine Ruhe und so erbat sie sich noch ein bisschen Zeit, um die junge Frau zu „bewachen“, die anscheinend so ganz alleine auf der Welt war. Nachdem ihr Mann gefahren war, bezog sie wieder ihren Platz am Krankenbett. Dort dachte sie über die Geschehnisse nach.
„Anscheinend wollte der Angreifer etwas von der Frau haben und scheint es nicht bekommen zu haben, sonst hätten wir ihn nicht verscheuchen müssen“, überlegte die

Frau. „Und wenn es etwas ist, nachdem nun auch das Opfer sich mehr als sehnt, wo ist es dann? Und was ist es?" Die Worte „Drache" und „Ei" ergaben so keinen Sinn, aber vielleicht würde sich vor Ort Klarheit ergeben? Sie beschloss, sich ein Taxi zu nehmen und den Tatort noch einmal aufzusuchen. Dort angekommen, ließ nichts mehr auf den Überfall schließen. Nur ein einsamer Kaugummieautomat stand dort im Lichtschein einer Straßenlaterne. Aufmerksam suchte die Frau den Boden ab. Hier war nichts. Der Automat zog sie an. Das war doch Quatsch, oder? Das letzte Mal hatte sie als junges Mädchen an so einem Automaten ihr Glück versucht. Mehr aus Neugierde blickte sie nun hinein. Plastikeier in den verschiedensten Farben dekoriert mit Glitzer und neonfarbigen Aufdrucken buhlten um ihre Aufmerksamkeit. Sie schmunzelte. So etwas hatte sie früher interessiert? Kopfschüttelnd wollte sie sich abwenden, als ihr Blick auf eine ganz weiße Kugel fiel. Wie passte die denn hierher? Bei eingehender Betrachtung ließ sich ein Riss in der Außenhülle erkennen. Seit wann kann Plastik so reißen? Es sieht eher aus wie... ein Ei!

Sie zog die Luft tief ein. Konnte das sein? Phantasierte die Frau im Krankenhaus nicht etwa, sondern meinte sie etwas ganz Bestimmtes, wie das hier? Nach eingehender Untersuchung des Automaten kam zum Vorschein, was auch schon Draja Stunden zuvor entdeckt hatte. Eine kleine Öffnung an der Seite. Ob es hier an dieser Stelle möglich war, etwas hineinzuschieben und somit zu verstecken?

Irgendein Gefühl machte der Frau deutlich, dass sie diese weiße Kugel in Eierform unbedingt haben musste. Kaum, dass ihr das selbst bewusst war, kramte sie in ihren Jackentaschen nach Kleingeld. Alles, was sie fand, steckte sie in den Münzschlitz und zog ein Plastikei nach dem anderen heraus. Sie legte sie achtlos auf den Boden. Das letzte Geldstück! Mit dem musste es nun einfach klappen! Der Griff ließ sich nun schwerer drehen, als hätte er sich an irgendetwas im Inneren verhakt.

Doch ein kräftiger Ruck und ein Knirschen im Inneren des Automaten ließ nun endlich das ersehnte weiße Ei herausfallen. Es hatte nun einige Risse mehr und fühlte sich so ganz und gar nicht an, als sei es aus Plastik. Es war warm und man konnte das Gefühl haben, als sei etwas Lebendiges darin. Die Frau wunderte sich sehr über ihre seltsamen Gedanken, hob dann aber das Ei gegen den Lichtschein der Laterne, vielleicht konnte sie etwas darin entdecken? Vielleicht ein Drache? Was für eine interessante Figur für ein

Ei! Kinder wären bestimmt begeistert. Wenn sie daran dachte, dass es bei ihr damals meist nur Plastikringe gewesen waren, die sie letztendlich aus dem Ei herausgeschält hatte, fand sie, dass sich nun die Industrie doch einiges einfallen hatte lassen. Mit einem Blick auf die vorher gezogenen Eier wurde ihr allerdings deutlich, dass dieses Ei nicht hierhin gehörte. Es war eindeutig anders. Vielleicht gehörte es tatsächlich dieser seltsamen, jungen Frau im Krankenhaus und sie hatte es hier bei dem Angriff schnell versteckt? Sie beschloss, das Ei mit zurück in die Krankenstation zu bringen. Ein Versuch konnte nicht schaden.

Dort erwartete sie das sedierte Opfer immer noch mit einem von Pein und Schmerz gezeichnetem Gesicht, wenn auch nach wie vor nicht ansprechbar. Doch in dem Moment als die Frau das Ei auf den Beistelltisch legte, wurde Draja ruhiger, es wirkte fast, als würde sie spüren, dass wieder etwas in Ordnung war.

Die Besucherin überlegte nicht lange und legte das Ei zwischen die noch verkrampften Finger der Drelfe, die sich sofort fest darum schlossen. Sie stöhnte, aber entspannte sich sichtlich. Auch bei der Frau, die das Gesehene zwar wahrgenommen aber überhaupt nicht verstehen konnte, ließ die Anspannung nun nach. Sie bezog wieder ihren Platz auf dem Besucherstuhl und fiel in einen erschöpften Schlaf.

Nachdem die Drelfe das Drachenei wieder an ihrer Seite wusste, war es ihr nun ein Leichtes, ihre letzten Kräfte zu mobilisieren, um das Gift in ihrem Körper zu eleminieren. Menschen mochte es helfen, ihr aber fügte es mehr Schaden als Nutzen zu. Nach kurzer Zeit schlug sie die Augen auf. Ihr Blick fiel auf die Frau an ihrer Seite. Dankbarkeit strömte aus Drajas Blick. Was wäre wohl gewesen, wenn die beiden Menschen nicht gekommen wären? Sie würde sich gerne erkenntlich zeigen; nur wie? Vorsichtig versenkte sie ihren Geist in den der Frau, ohne dass sie dies bemerken würde. Das Paar war schon lange verheiratet und sie waren eigentlich sehr glücklich. Nur ein Kind fehlte noch zu ihrem Glück. Draja fühlte die Sehnsucht der Frau. Sie schmunzelte. Na, da konnte sie doch helfen! Ein kleiner Schubs im Unterbewusstsein und der Druck der Frau, warum es denn noch nicht geklappt hatte, schwand. Nun würden ihre Gedanken eine Empfängnis nicht mehr blockieren. Damit würde dem Wunsch nach Nachwuchs bald nichts mehr im Wege stehe.

Lächelnd verließ Draja die Gedanken der Frau. Es fühlte sich gut an, dass sie sich nun so

erkenntlich zeigen konnte, auch wenn die Frau nicht wissen würde, dass etwas nachgeholfen worden war. Aber alleine das Wissen darum freute die Drelfe. Auch ein Portal spürte Draja nun in unmittelbarer Nähe.

Leise schob sie die Decke von ihrem Körper und schlüpfte in ihre Kleidung. Dann versteckte sie das Drachenei in einem Beutel nahe ihrem Herzen und schlüpfte durch die Zimmertüre. Unbemerkt von den Schwestern lief sie die Treppen hinauf bis zum Dach. Mit einiger Anstrengung schob sie den schweren Riegel zurück, der den Ausgang verschlossen hatte. Dabei knackte und riss die Schale des Eies endgültig entzwei. Aus den Stofffalten ihres Ausschnitts schälte sich nun ein kleiner Drachenkopf empor.„Hallo, wie schön, dass du endlich da bist!" Draja streichelte den Kopf des neugeborenen Wesens vorsichtig, während sie auf das Portal zuschritten. „Gleich sind wir in Sicherheit, und bald werden wir zusammen fliegen!" Und während der Drache ihr auf die Schulter kletterte und sie den ersten Schritt ins sichere Portal hinein machte, tauchte auf dem Hubschrauberlandeplatz plötzlich der Moran auf, der sein enttäuschtes Heulen in den Himmel erschallen ließ.

Die düsteren Wälder von Laxos

von Sabrina Oberthür

Die Begegnung

Da stand er vor mir, in einem modrig riechenden, schwarzen Ledermantel. Zunächst sah ich ihn nur von der Seite und nahm sein aufwändig verziertes Monokel mit dickem Glas war. Sein Auge wirkte durch diese Sehhilfe groß und furchteinflößend. Als er seinen Kopf zu mir drehte, erschrak ich. Sein Gesicht war zur Hälfte verbrannt.

Es sah aus, als hätte man ihm bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen. Auf seiner Brust hockte ein fetter, schwarzer Käfer. Dieser war an einer dünnen, silbernen Kette befestigt und wanderte flink in die rechte Brusttasche. Meine Hände wurden feucht und ich musste all meine Kraft sammeln, um meine Angst in den Griff zu bekommen. Er lechzte nach Luft und es machte den Anschein, dass er etwas sagen wollte. Sein Atem stank nach Verwesung und seine Mundhöhle wies diverse blutige und unschöne Stellen auf. „Wer bist du und warum betrittst du mein Grund?" Seine Stimme hallte durch das alte Gemäuer; sie klang tief und bestimmend.

Mit einem Mal wurde der Druck auf meiner Brust unerträglich, mein Herz pochte stärker als jemals zuvor. Ich neigte meinen Kopf nach unten und sprach mit leiser Stimme: „Ich bin Rago, ich bin auf der Suche nach Purulius." Er drückte den Monokel mit seiner Stirn und seiner Wange fest zusammen und wiederholte mit lauter Stimme meinen Namen: „RAGOOO". Er legte eine kurze Pause ein, bevor er fort fuhr. „Du hast einfach MEINEN Grund betreten und dich MEINEM Volk widersetzt. Nenne mir einen Grund, warum ich dich am Leben lassen soll." Er schmatzte widerlich vor sich hin und griff hastig in seine Brusttasche.

Den schwarzen Käfer setzte er auf seine Handfläche und mit einem Schwung wendete er seinen Blick von mir ab. Ich fasste an meinen Ledergürtel und sprach ihn fordernd an: "Ich habe Gold in meinem Lederbeutel und werde dir ein Goldstück geben, wenn ich erfahre, wo ich Purulius finde." „HA!", lachte er gehässig. „Purulius lebt in Gefangenschaft und das seit über 30 Jahren, wenn er denn noch lebt. Gebt mir euren gesamten

Beutelinhalt und ich lasse euch nicht nur am Leben, sondern sage euch auch, wo ihr Purulius findet."Ich dachte kurz nach, denn eigentlich war das Gold für meine gesamte Reise.

Vielleicht benötigte ich noch Goldtaler auf der Suche nach Purulius?

„Andererseits, wenn ich ihm nicht mein gesamtes Gold gebe, werde ich womöglich noch mit meinem Leben bezahlen müssen", dachte ich. Ich gab nach und löste den Lederbeutel von meinem Gürtel. „Erst möchte ich erfahren, wo er gefangen gehalten wird", sagte ich ängstlich.

Er drehte sich um und sagte mit lauter Stimme: „Er wurde von Laxos gefangen genommen, in einem Turm seiner Ruine." Er wendete seinen Blick wieder ab und lachte laut. Er presste sein Monokel wieder fest zusammen, sah zu mir rüber und schrie:

„Aber du wirst ihn NIE erreichen!" „Warum nicht", fragte ich erstaunt. „Nun ja, du musst durch die Wälder. Sie sind nach dem Zauberer Laxos benannt und kaum einer kommt da lebend heraus. Er hat überall Fallen aufgestellt und manche sagen, seine böse Magie hat vom Wald Besitz ergriffen. Du musst Richtung Norden gehen und bei der Weggabelung am toten Baum hältst du dich rechts. Die Wälder Laxos werden dann in Kürze am Horizont sichtbar, wenn es der Nebel zulässt." Mit meinem linken Fuß schob ich das Goldsäckchen mit einem kleinen Tritt zu ihm herüber.

Ich drehte mich um und verließ seinen Grund; immer mit einem Blick zurück, aus Angst er wolle mich aufhalten und vielleicht doch noch töten. Aber er ließ mich gehen.

Der Weg

Nach langem, steinigen Weg erreichte ich ihn: den toten Baum, der mich zu dem Eingang in die Wälder Laxos führen sollte. Der Stamm war sehr groß und seine kahlen Äste bogen sich mit ganz vielen kleinen Zweigen nach unten. Es wirkte wie Arme, an denen große Krallen gewachsen sind. Er wirkte sehr beängstigend. Flink bog ich nach rechts in den Wald ein. Ich spürte, dass es viel kälter wurde und durch die eng bewachsenen Bäume auch immer weniger Licht auf meinen Weg fiel. Eine fast unerträgliche, unrealistische Stille umgab mich. Ich hörte meinen Atem, meinen Herzschlag und meine vorsichtigen Schritte auf dem Erdboden. „Was ist das?" Ich riss meine Augen weiter auf. „Doch ich sehe richtig: Der Weg endet mitten im Wald... Welche Richtung ist

jetzt die Richtige? "Ein leichter Schauer lief mir über den Rücken, denn als ich mich umdrehte, war mein bisheriger Weg auch verschwunden. Ich ballte meine Faust und spannte meinen Körper an. „Ich muss es schaffen", sagte ich mir und versuchte meine Angst zu überspielen. Langsam schob ich mit meiner Hand die Zweige zur Seite und kletterte über die knisternden Nadeln und Zweige und versuchte verzweifelt voran zu kommen.

Ich hatte das Gefühl, es wurde immer dunkler und zwischendurch hatte ich immer vergessen, wieso ich eigentlich hier war. Ob Laxos seine Finger im Spiel hatte? Ist es das, was er meinte mit böser Magie in diesem Wald?
Ich sammelte mich, ließ meine Gedanken Revue passieren: „Ich bin auf der Suche nach Purulius, dem Zauberer unseres Volkes, der der einzige ist, der die Zusammensetzung für die Medizin weiß, die unser verwunschenes Volk dringend benötigt. Ich muss ihn finden, sonst werden alle sterben. Auf was habe ich mich da eingelassen?"
Plötzlich schoss das Adrenalin in mir hoch! Ich spürte, dass etwas meinen Arm fest hielt. Ich schrie auf, doch keine Stimme kam aus meinem Mund. Mein Herz schlug wie wild und ich versuchte mich loszureißen. Plötzlich fiel ich hin, weil zusätzlich etwas mein Bein blockierte. Ich versuchte es abzuschütteln und wollte die Hand von meinem Arm lösen, doch da war keine Hand zu fühlen!

Ich war kurz davor mein Bewusstsein zu verlieren; solch eine Angst hatte ich zuvor noch nie erlebt. Ich griff an die Seite meines Ledergürtels und zog mein geschmiedetes Messer. Wie wild fuchtelte ich damit von links nach rechts, von oben nach unten, versuchte zu schreien, jedoch nicht hörbar.

Plötzlich merkte ich, dass der Druck auf meinem Arm nachließ. Ich sprang auf und rannte. Meine Lunge arbeitete fleißig bei meinem Versuch so schnell wie möglich voran zu kommen. Das Herz pochte unaufhörlich und der Schmerz in meiner Brust wurde so schlimm, dass ich um Luft rang. Schließlich zwang mein Körper mich, kurz anzuhalten. Ich bemerkte, dass es heller wurde. „I.. I.. Ich ... hab meine Stimme wieder",
testete ich erschöpft und fiel zu Boden.

Purulius

Ich muss geschlafen haben, denn frischer Morgentau durchnässte meine gesamte Kleidung. Zum Glück fielen die ersten Sonnenstrahlen auf meinen durchkühlten Körper und gaben mir etwas Wärme. Durch den leichten Morgennebel nahm ich einen Turm in der Ferne wahr. Das muss er sein, sagte ich mir und machte mich auf den Weg. Rund um dem Turm war eine große Mauer, hinter der sich ein Markt befand.
Aus der Ferne sah ich Kutschen mit Lebensmittel hineinfahren. Junge, elegante Damen mit Hut gingen mit leeren Körben rein und kamen mit vollen Körben wieder raus.

Ich passierte den Eingang, an dem zwei Wachen ein kleine Plauderei hielten und überquerte den Markt. Ich musste mich stark zusammenreißen, denn zu gern hätte ich mir ein frisches Brot gekauft, da ich inzwischen auch sehr starkes Magengrummeln hatte. Doch mein ganzes Gold war schon für die Auskunft draufgegangen. Hinter dem Hutmacher war ein Tor, vor dem zwei Wachen standen, die ihre Schwerter überkreuzten. Wie sollte ich da nur reinkommen? Die Mauer war zu hoch um darüber hinweg zu klettern, zudem war der Markt so überfüllt, dass mich jeder bei meinem Versuch über das Gestein zu klettern gesehen hätte. Ich sank zu Boden und dachte eine Weile nach. Nach kurzer Zeit pochte es von Innen am Tor. Die Wachen nahmen ihre Schwerter an sich und das Tor öffnete sich mit einem lauten Knarren. Das ist die Gelegenheit, sagte ich mir und lief geduckt an der linken

Seite des Wachmanns vorbei, während dieser sich auf den Pferdeanhänger konzentrierte, der durch das enge Tor gelotst wurde. Ich lief in den Turm hinein. Geduckt und leise, Schritt für Schritt, ohne aufzufallen.Ich rannte die schmale, steinerne und unebene Treppe des Turms hinauf, in der Hoffnung zu Purulius zu gelangen. Oben angekommen, stand ich vor einer Tür mit dicken Schlössern und einem kleinen, offenen und vergittertem Spalt an der oberen rechten Seite der Tür. Ich stellte mich auf meine Zehenspitzen und schaute gespannt hinein.

Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen! Purulius. Das muss er sein. Ein alter Mann, abgemagert, mit langem weißem Bart saß frierend auf dem Steinboden und kauerte in

einer Ecke, auf seinen Tod wartend. „Psst...psssst...pssssssssst", versuchte ich es erneut. Sein Gesicht drehte sich zu mir.

Kurz erschrak ich, denn er hatte keine Augen mehr. Er sah furchtbar aus und die entzündeten Stellen in seinem Gesicht zeigten, dass er in dieser Gefangenschaft mehr als schlecht behandelt wurde. Mit leiser, erschöpfter Stimme fragte er: „Wer seid Ihr?" „Ich bin Rago und komme von deinem Volk", flüsterte ich. Purulius richtete sich langsam auf und bewegte sich auf die Tür zu. „Sie werden dich töten Rago, wenn sie dich hier finden. Verschwinde, solange du noch kannst, scher dich nicht um einen alten, toten Mann!" „Ich brauche Ihre Hilfe und vielleicht kann ich Ihnen auch helfen." Purulius atmete tief ein, schnaufte aus und wendete seinen Körper von Rago ab.

„Auf unserem Volk liegt ein böser Zauber. Alle sind schwer krank, haben Schmerzen und Pusteln am ganzen Körper, du musst uns helfen Purulius!" Purulius drehte seinen Körper wieder zur Tür und richtete seinen Körper auf. Er fasste an die Gitterstäbe und flüsterte leise in mein Ohr: „Hör gut zu Rago! Du benötigst Weidenrinde gegen die Schmerzen, Weihrauch gegen die Entzündung, außerdem Gelbwurzel und zu guter Letzt benötigst du Tausendgüldenkraut. Vergiss es nicht! Die Zutaten findest du alle in den Wäldern von Laxos... aber denke daran: Du musst in den Wäldern immer einen klaren Kopf bewahren! Wenn du alle Zutaten hast, legst du die Heilpflanzen in kochendes Wasser und den Saft schenkst du ans kranke Volk aus. Nach ein bis zwei Tagen sollte der böse Zauber dann verschwunden sein." Ich wiederholte: „Weidenrinde, Weihrauch, Gelbwurzel und Tausendgüldenkraut", und verinnerlichte es mir bis es fest in meinem Kopf verankert war. „Nun möchte ich auch etwas für dich tun!" Purulius wandte seinen Körper wieder von mir ab. „Geh!"
„Aber ich kann versuchen, dich hier raus zu holen." Purulius griff durch den Spalt in der Tür nach meiner Hand und sagte mit leiser aber bestimmender Stimme: „Geh Rago, geh! Rette dein Volk!"

Der Ausweg

Seine Hände lagen in meinen und langsam merkte ich, dass sie schwerer wurden. Purulius Kopf senkte sich zu Boden und sein Körper folgte ihm. „Purulius?" Nichts. Er war tot. Ich rutschte mit dem Rücken an der Tür zu Boden und sammelte mich einen Augenblick. Rums!

Ich erschrak und eilte geschwind die steinerne Treppe runter. Das Tor hatte sich wieder geöffnet und zwei Männer in Rüstung betraten den Turm. „Mist, wie komme ich jetzt bloß wieder hier raus?", dachte ich. Einer der Männer bewegte sich direkt auf mich zu. „Es scheint so als wolle er zu Purulius." Ich rannte lautlos den Turm ein paar Treppenstufen weiter hinauf, bis zur Tür, die zur Aussichtsplattform führte.

Sie bemerkten Purulius Leichnam und sofort eilte auch der zweite Mann die Treppe hinauf. Sie wickelten ihn in ein Laken und legten ihn auf eine Bahre. Danach gingen sie wieder runter und besprachen, wo die Leiche hingebracht werden sollte.

Das war eine einmalige Gelegenheit. „Ich verstecke mich unter dem Laken von Purulius und werde somit nach draußen befördert", dachte ich. Ich legte meinen Arm um Purulius und drückte meinen Körper fest an ihn. Es war kein schöner Moment und ziemlich unangenehm. Nach kurzer Zeit hörte ich die Fußstapfen der Wachleute.

Mit einem Ruck trugen sie mich und Purulius den Turm hinunter und warfen die Bahre auf eine der Kutschen. Das Galoppieren der Pferde hatte etwas beruhigendes an sich. Mit meiner rechten Hand hob ich vorsichtig das Leinentuch und sah wie wir uns mehr und mehr vom Turm entfernten. Der Weg war inzwischen kaum noch sichtbar, denn der Nebel hatte uns komplett verschlungen. „Es scheint so, als würden sie Purulius in den Wäldern von Laxos verscharren, denn dies ist genau der Weg gewesen auf dem ich her gekommen bin", wurde mir bewusst.

Die Kutsche hielt an. Nun musste ich mich beeilen! Ich rutschte langsam und bedacht zur Seite und versteckte mich hinter zwei Heuballen. Während man die Leiche samt Bahre runter hievte verschwand ich auf der anderen Seite der Kutsche in den Wald. „Weidenrinde, Weihrauch, Gelbwurzel und Tausendgüldenkraut."

Ich wiederholte:

„Weidenrinde, Weihrauch, Gelbwurzel und Tausendgüldenkraut."

Je tiefer ich in den Wald eindrang, um so dunkler wurde es wieder. Wie soll ich hier in

der Dunkelheit meine Heilpflanzen finden?
Plötzlich, wie aus dem Nichts, versammelte sich ein Schwarm Glühwürmchen vor meiner Nase. Sie leuchteten genau in die Ecken des Waldes, in denen meine Heilpflanzen in der Erde steckten. Behutsam pflückte ich sie und wickelte mit einem langen Grashalm alle zusammen. Anschließend packte ich die Heilkräuter in meinen Sack. Die Glühwürmchen verschwanden und es wurde wieder kalt und stockfinster. Ich hatte große Angst. „Kommt zurück", rief ich den Glühwürmchen hinterher, aber sie flogen davon. Ich beschloss zu laufen. „Ich möchte diesen Wald überlisten, an nichts denken nur raus hier!" Mit beiden Armen nach vorne gestreckt, um nicht gegen Hindernisse zu laufen, rannte ich los. Ich keuchte und hatte schreckliche Angst, dass mich wieder etwas festhalten könnte. Ich musste einige Male meine Richtung ändern, weil zu viele Bäume meine Flucht nach vorne verhinderten. „Licht", schnaufte ich erleichtert. „Ich habe es geschafft!"

Die Heimat

Ich kniff ein Auge zu und konzentrierte mich. Mehr und mehr konnte ich unser Dorf in der Ferne erkennen. Endlich! Das Dorf war wie ausgestorben, keiner war zu sehen. Ich stürmte in meine Hütte und sah meine Mutter auf dem Boden liegen. Sie lebte, aber ihr Zustand war sehr schlecht. Ich rannte raus und überprüfte die anderen Hütten.
Überall waren Kranke, die sich kaum noch rühren konnten. Ich eilte zur letzten Hütte, denn dort gab es einen Kupferkessel. Ich holte einen Eimer Wasser nach dem anderen aus dem Brunnen, ich schwitzte und war sehr erschöpft. Das Ziel verlor ich jedoch nicht aus den Augen. Ich gab alle Zutaten in das Wasser, erhitzte den Kessel und wartete. Das Wasser färbte sich leicht gelb. Nun musste es fertig sein. Ich schöpfte das Wasser in kleine Krüge ab und rannte von einer Hütte zur nächsten und verteilte den Trank ans Volk. Zum Schluss lief ich in die Hütte meiner Mutter. Ich richtete ihren Körper leicht auf, legte ihren Kopf auf meine Knie und hob mit meiner Hand ihr Kinn hoch. Langsam träufelte ich ihr den Trunk in ihre trockene Kehle. Danach legte ich mich behutsam neben sie, bewegte meine Hände in ihre und rückte mir ein Kissen unter den Kopf. Erschöpft und erleichtert schlief ich neben ihr ein.

Nimah

von Lutz Doblies

Sie ritten den Weg entlang, so wie gestern, so wie vorgestern und all die Tage und Wochen vorher. Jeden Tag ritten Ohaia und Nimah mit ihren Pferden aus. Vernarrt waren sie in die Tiere. Auch heute hatten sie viel Spaß, genossen die aufgehende Sonne und ritten ihrem Ziel am See entgegen. Es war Sommer, die Sonne war schon sehr warm. Am See angekommen badeten sie im kühlen Nass des Wassers. Ihre Pferde warteten geduldig auf die beiden Schwestern.
Als sie wieder auf ihre Pferde stiegen, nutzten sie ihre besonderen Steigbügel, die wie Strickleitern anmuteten. Sie brauchten sie, denn sie waren Zwerge. Ihre Ohren waren für Zwerge allerdings ungewöhnlich, denn sie sahen aus wie Elfenohren, die spitz nach oben zuliefen. Es lag an ihren Eltern: Ihr Vater war ein Zwerg, ihre Mutter eine Elfe. Ohaia und Nimah sahen sich sehr ähnlich, denn sie waren Zwillinge. Auf dem Pferderücken angelangt trabten sie froh gelaunt wieder zurück zum Dorf.

Als sie an ihrem Lieblingsbaum vorbeireiten wollten, den sie liebevoll Sionon nannten, scheute plötzlich das Pferd von Nimah. Sie konnte sich gerade noch auf dem Pferd halten und es beruhigen. Neben dem Baum sahen sie eine Pflanze, die hier noch nicht wuchs, als sie vor ein paar Stunden vorbei gekommen waren. „So eine Pflanze habe ich noch nie gesehen", sagte Ohaia. „Ich auch nicht. Großvater hat uns von vielen Pflanzen erzählt und auch einige gezeigt, die plötzlich auftauchen und im nächsten Moment wieder verschwinden, aber diese hier ist sehr ungewöhnlich", bemerkte Nimah.
Die Pflanze sah aus wie eine Kreuzung aus einer Lotusblume mit einer Tanne und einem Affenbrotbaum. Die Blüte war lilafarben, die Tannennadeln gelb-golden und der sehr kurze Stängel glänzte wie mit Gold bestäubt. „Ich steige ab und sehe sie mir genauer an", sagte Nimah im Absteigen. „Sei vorsichtig. Großvater hat uns immer gewarnt", warf Ohaia ängstlich ein. „Ich passe schon auf", beruhigte Nimah ihre Schwester. Als sie kurz vor der Pflanze stand, erstarrte sie plötzlich. „Nimah!" schrie Ohaia, „Nimah!" Aber Nimah rührte sich nicht. Als Ohaia sich Nimah nähern wollte, scheute ihr Pferd. Wie der Wind ritt Ohaia in ihr Dorf zurück und rief den Namen ihres Großvaters:

„Elanor ‚Elanor!" Elanor hörte die verzweifelten Rufe und lief zur Tür seines Hauses. Als Ohaia vor ihm stand, fragte er mit sanfter Stimme: „Was ist los, meine Kleine?" Seine Stimme beruhigte Ohaia sofort und sie spürte, dass er Nimah helfen konnte. Sie erzählte ihm, was geschehen war. Großvater holte sein Pferd und sie ritten zusammen zu Simian, dem Heilweisen des Dorfes. Er war alt, aber doch sehr behände. Er kam gleich mit und während sie zu dem Baum Sionon ritten, an dem Nimah erstarrt war, erzählte Ohaia dem Heilweisen, was vorgefallen war.

An dem Platz angekommen war die Pflanze verschwunden, aber Nimah stand noch immer regungslos dort. Simian ging langsam auf Nimah zu, untersuchte sorgfältig den Platz. Danach betrachtete er ausgiebig Nimah, sah in ihre offenen Augen, nahm ihre Hand und fühlte in sie hinein. „Was ist mit ihr?", wollte Ohaia wissen. „Wird sie wieder lebendig?" „Beruhige dich Ohaia", sagte Elanor mit ruhiger Stimme, „Simian wird ihr schon helfen." „Ich brauche Gottesgnadenkraut, viel Gottesgnadenkraut und etwas Stephanskraut. Ohaia kannst du es mir besorgen? Und Elanor, holst du mir die Schüssel aus meiner Pferdetasche?" „Ja", sagten beide synchron, so als ob sie es abgesprochen hätten und Sinian lächelte. Er sammelte trockenes Holz und machte ein kleines Feuer. Elanor stellte die Schüssel auf das Feuer, in welche Simian eine Flüssigkeit goss. Was es für eine Flüssigkeit war, war nur dem Heilweisen bekannt und durfte auch nur unter seinesgleichen weitergegeben werden. Das Gottesgnadenkraut und das Stephanskraut wurde langsam hinzugefügt und er braute ein Heilmittel. Sie stellten sich im Kreis um die Schüssel auf und sangen heilige Lieder, während Simian das Heilmittel rührte. „Wenn ich nur...", fing Ohaia an und weinte.

„Nein, nein, meine Kleine", tröstete Elanor, „Nein, nein, mein Kind. Du konntest nichts machen. Es ist geschehen und du hattest das Richtige gemacht und gleich Hilfe geholt. Es gibt Dinge, die einfach geschehen müssen, Dinge, die wir nicht verhindern können." Ohaia schluchzte leise. Simian nahm den Topf vom Feuer, ließ ihn kurz abkühlen und begann, etwas Heilmittel auf Nimahs Lippen zu streichen. Er benetzte ihre Hände und dann ihre Stirn und ihre Schläfen. „Elanor, setze dich auf dein Pferd und sei bereit", sagte Simian. „Warum? Was ist los?" wollte Ohaia ungeduldig wissen. „Das wirst du gleich sehen", sagte Simian lächelnd. In diesem Moment lief Nimah wie der Blitz davon.

Elanor ritt so schnell er konnte hinter ihr her. Er hatte Mühe, mit Nimah mitzuhalten. Simian und Ohaia sahen ihnen nach, als plötzlich die Pflanze wieder erschien. „Da!", rief Ohaia völlig erschreckt und zeigte auf die Pflanze. Simian spritzte etwas von dem Heilmittel auf die Pflanze.
„Igitt!", rief diese angeekelt aus. „Das geschieht dir ganz recht. Wie oft habe ich dir gesagt, dass du das sein lassen sollst. Und wenn du das noch einmal machst, werde ich dich mit einem Zaubermittel bespritzen!", schimpfte Simian und lächelte verschmitzt. Die Pflanze verschwand so schnell, wie sie aufgetaucht war.
„Was war das denn? Kennst du sie etwa?" fragte Ohaia ungläubig.
„Oh ja, ich kenne sie. Das ist die Pflanze Lorindel. Ab und zu taucht sie auf und versetzt neugierige kleine Mädchen in Hypnose. Sie bleiben dann etwa für zwölf Stunden erstarrt stehen. Danach geht es ihnen nicht gut: Übelkeit, Kopfschmerzen und Schwindelgefühle - ganz übel sozusagen.

Mit diesem Gegenmittel wachen sie viel schneller auf, und außer Müdigkeit geht es ihnen wieder gut. Allerdings gibt es eine kleine Nebenwirkung, wie du bei Nimah sehen konntest." „Wann...", wollte Ohaia gerade fragen, als Elanor und Nimah zurückkehrten. Nimah sah sehr müde aus, aber sie lächelte.

„Nimah, Nimah!" rief Ohaia und lief auf sie zu und nahm sie in den Arm. Zusammen ritten sie zurück zum Dorf. „Ruhe dich erst einmal aus", sagte Simian als sie vor ihrem Haus ankamen. „Was wir das nächste Mal wohl für eine Pflanze finden werden?", fragte Nimah neugierig. „Nimah!!!"

Die Rechte an diesem Buch liegen bei der Wir-machen-Druck GmbH.

Impressum
Druckerei WIRmachenDRUCK GmbH
Mühlbachstr. 7
71522 Backnang
Deutschland

0711 995982 -20 (Tel)
info[@]wir-machen-druck.de

Geschäftsführer: Johannes Voetter, Samuel Voetter

Registergericht: Stuttgart
Registernummer: HRB 727418
Steuernummer: 65205/81772
UST-ID-Nr. DE261317770

Bilderquellen: Fotolia
Bildnummern: 58540950, 49913585, 49913637, 59063750, 40156028, 61054467, 40332678, 40155776, 46712617, 46937766, 61054324, 40333048, 40155314, 40156861, 39910845, 40156153, 39910627,40156607, 39910627, 40156607, 41136087, 39977620, 53647596, 38599111

Gebilde der Fantasie

Willkommen in der Welt der Fantasie: unglaublich, versponnen, wunderbar. Sagenhaft ist diese Anthologie mit Fantasy-Stories – und das nicht nur inhaltlich.

Die Online-Druckerei WIRmachenDRUCK.de hat durch die Ausschreibung „Fantasy-Story" viele Kurzgeschichten gesammelt. Dabei konnten die Autoren ihren Ideen und ihrer Kreativität freien Lauf lassen. Herausgekommen ist diese bemerkenswerte Sammlung von Fantasy-Kurzgeschichten mit vielversprechenden Titeln wie „Gezeitenwechsel", „Flucht aus Garonn", „Schild an Schild" oder „Steinreich".

Das Genre „Fantasy" zeigt sich in diesem Buch so vielschichtig wie die vielen verschiedenen, fantasievollen Motive: Es geht in den Geschichten um eine tief greifende Begegnung mit einer Heilerin, um steinreiche Zwerge, um vermeintlich gefährliche Drachen, um Bannzeichen und mysteriöse Wesen.

Raum für Fantasie: hochwertiger Buchdruck Seite für Seite

Mit dem Buchdruck dieser Anthologie möchte die Online-Druckerei nicht nur aufstrebenden Autoren eine Möglichkeit geben, ihren Namen publik zu machen, sondern auch alle anderen für den Online-Druck begeistern. Eigene Bücher drucken zu lassen, muss heutzutage nicht mehr nur Fantasie bleiben! Denn WIRmachenDRUCK.de ist eine Online-Druckerei, bei der jeder zu günstigen Konditionen einfach per Mausklick sein eigenes Buch drucken lassen kann. Wir drucken auf modernen, innovativen Druckmaschinen im Offset und Digitaldruckverfahren. Und auch eine ISBN ist leicht beantragt. Auf Wunsch unterstützt Ihre Online-Druckerei Sie hierbei. Starten Sie Ihr eigenes Buchprojekt: www.wir-machen-druck.de – einfach fantastisch!

ISBN X-XXX-XXX
X XXXXX XXXXX